

Hans-Böckler-Stiftung (Ed.)

Working Paper

Sommersprachschule Russland 2002

Arbeitspapier, No. 66

Provided in Cooperation with:

The Hans Böckler Foundation

Suggested Citation: Hans-Böckler-Stiftung (Ed.) (2003) : Sommersprachschule Russland 2002, Arbeitspapier, No. 66, Hans-Böckler-Stiftung, Düsseldorf

This Version is available at:

<https://hdl.handle.net/10419/116526>

Standard-Nutzungsbedingungen:

Die Dokumente auf EconStor dürfen zu eigenen wissenschaftlichen Zwecken und zum Privatgebrauch gespeichert und kopiert werden.

Sie dürfen die Dokumente nicht für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, öffentlich zugänglich machen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Sofern die Verfasser die Dokumente unter Open-Content-Lizenzen (insbesondere CC-Lizenzen) zur Verfügung gestellt haben sollten, gelten abweichend von diesen Nutzungsbedingungen die in der dort genannten Lizenz gewährten Nutzungsrechte.

Terms of use:

Documents in EconStor may be saved and copied for your personal and scholarly purposes.

You are not to copy documents for public or commercial purposes, to exhibit the documents publicly, to make them publicly available on the internet, or to distribute or otherwise use the documents in public.

If the documents have been made available under an Open Content Licence (especially Creative Commons Licences), you may exercise further usage rights as specified in the indicated licence.



Sommersprachschule Russland 2002

Sommersprachschule Russland 2002

Hans-Böckler-Stiftung (Hrsg.)



Impressum

Herausgeber:
Hans-Böckler-Stiftung
Mitbestimmungs-, Forschungs- und Studienförderungswerk des DGB
Hans-Böckler-Straße 39
40476 Düsseldorf
Telefon: (02 11) 77 78-110
Fax: (02 11) 77 78-210
E-Mail: Wolfgang-Nitsche@boeckler.de

Redaktion: Wolfgang Nitsche, Studienförderung Referat D
Kristina Irion
Best.-Nr.: 11066
Gestaltung: Horst F. Neumann Kommunikationsdesign, Wuppertal
Produktion: Der Setzkasten GmbH, Düsseldorf

Düsseldorf, April 2003
€ 12,00

Inhalt

Editorial	5
Neues aus St. Peterland Ein Briefessay von Karin Windt	7
Essen und Trinken in Russland von Peter Dreier	7
Zu Gast bei Repin von Hannes Böttcher	10
Russisch-Bayerische Eselsbrücken Von Peter Dreier	11
Die Soldatenmütter von St. Petersburg von Birgit Mattil	13
Frauen und Männer in Russland von Elke Neuwohner	15
... die gegen das Vergessen und Verdrängen kämpfen von Rafael Mrowczynski	18
„S' ljochkim parom!“ Besuch einer russischen Banja: Tortur und Wonne zugleich! Bericht über ein Freizeitvergnügen der besonderen Art! von Theresa Tarassova	26
Fußball auf seinem Zenit von Stephan Bickel	28
Moskaureise und Bau der Moskauer Metro von Stephan Bickel	31
Besuch des Atomkraftwerkes von Daniel Weber und Thomas Scheller	34
Und das Beste zum Schluss: Reiseempfehlungen für St. Petersburg von Leander-Maxim Tarassov	37
Selbstdarstellung der Hans-Böckler-Stiftung	41

Editorial

Jährlich veranstaltet die Hans-Böckler-Stiftung im Rahmen ihres Seminarprogramms eine ganz besondere dreiwöchige Reise nach St. Petersburg. Dem Anliegen nach eine Sprachreise mit politischen, sozialen, gesellschaftlichen und nicht zuletzt kulturellen Programminhalten führt sie die TeilnehmerInnen nach St. Petersburg – der ehemaligen Residenzstadt des zaristischen Russland, dem Venedig des Nordens im Delta der Newa, berühmt für seine Weißen Nächte und die Eremitage, dem literarischen Schauplatz und Lebensmittelpunkt Dostojewskis sowie eng verbunden mit den Namen anderer großer russischer Literaten wie Alexander Puschkin, Nikolai Gogol, Anna Achmatowa und Joseph Brodsky. Die bewegte Geschichte einer Kunststadt, angelegt als europäische Metropole, die über die Zeit ihren eigenen Charakter entfalte und als architektonisches Kleinod im Jahr 2003 ihren 300. Geburtstag begeht. Mit dem ersten Kanonenschuss vom Panzerkreuzer Potemkin ist St. Petersburg aber auch historischer Ausgangspunkt der Oktoberrevolution, anschließend umbenannt in Leningrad, ist sie die fast zwei Jahre lang von der deutschen Wehrmacht belagerte Stadt, die es zu begreifen gilt.

Unsere Gruppe bestand aus StipendiatInnen der Hans-Böckler-Stiftung und der Heinrich-Böll-Stiftung, zweimal HBS, was eine kleine Akronymverwirrung auslöste. Wir wohnten bei Familien in dem Stadtteil Primorskoje, zu deutsch Strandbad, eine zuweilen surrealistisch anmutende Neubausiedlung am Meer, aber zweifelsohne Lebenswirklichkeit, die sich zu teilen lohnt. Vormittäglich fanden in der Philologischen Fakultät der Universität St. Petersburg Russischkurse nach individuellem Kenntnisstand statt. Die Nachmittage waren ausgefüllt mit einem abwechslungsreichen Angebot, welches dem individuellen Anspruch nach dem Verständnis der gesellschaftlichen Situation, dem Umgang mit der Vergangenheit und aktuellen Problemen der Gegenwart und nicht zuletzt dem Schönegeistigen gerecht wurde. Daneben blieb Raum für eigene Erfahrungen und Erlebnisse.

Unser Dank für die Vorbereitung und Organisation dieser fantastischen Reise gebührt Anna Flemming und Wolfgang Nitsche, unserer tollen Dolmetscherin und Organisatorin vor Ort Ljuba Grigoriewna, den engagierten RussischlehrerInnen der Universität sowie den Vertretern der Verbände und Vereine, die sich die Zeit genommen haben, uns einen Einblick in ihre Arbeit zu vermitteln. Wir hoffen, dass die Sommersprachschule Russland der Hans-Böckler-Stiftung, die im Jahr 2002 zum zehnten Mal durchgeführt wurde, auch in Zukunft den StipendiatInnen ein Eintauchen in die russische Sprache, Gesellschaft und Kultur ermöglichen wird.

Kristina Irion

Die nachfolgenden Beiträge der TeilnehmerInnen werden der Chronologie der Reise entsprechend von Karins Reisetagebuch umrahmt.

Neues aus St. Peterland

Ein Briefessay von Karin Windt

Diesen Reiseessay verfasste ich sukzessive während meines dreiwöchigen Aufenthaltes in St. Petersburg im Juli 2002 und verschickte ihn portionsweise per Mail an FreundInnen und Bekannte.

Freitag, 12.07.02

Liebe Leute, einen herzlichen Gruß aus St. Petersburg wünsche ich allen Daheimgebliebenen und anderswo Reisenden. Ich bin schwer beeindruckt, wie es sich hier anfühlt. Eine Stadt, mit so prachtvollen Häusern, großen Straßen und Magistralen, aber auch vielen wunderschönen Kanälen (man sagt, das Venedig des Nordens), durch die wir gestern mit einem Boot gefahren sind, die Stadt vom Wasser aus zu sehen. Heute gleich noch eine Ausfahrt hintendrein, in brüllender Hitze durch den Sommersmog. Hier ist es affenheiß und die Autos schonen weder Fassaden noch Lungen. Meine Gastfamilie, Luba und ihre jüngere Tochter Anya (Olya, die Ältere, ist noch im Urlaub am Schwarzen Meer), ist zauberhaft, mästet uns mit Leckereien, zudem werden wir von ihnen russisch-sprach-angereichert. Das Essen ist so schön slawisch quarktaschen-lastig, wie ich es damals in Wien schon so liebte. Viel Mehlspeisen, mit süßen Inneereien, heute Teigtäschchen mit Kirschen von der Oma.

Ich bin von den zahlreichen Eindrücken völlig erschlagen und todmüde, aber es gibt so vieles zu sehen ... Schon heute hatten wir Russischkurs bei der geduldigen Jelena, die uns gnädig nachgiebig unsere Stümperei verzieht. Schreckliche Aussprache, die wir haben! Das Alphabet habe ich mir gestern noch während der Busfahrt durch die Stadt von Werbeplakaten angeeignet, mir wie ein Grundschulmädchen vorgesagt, damit ich heute nicht ganz stumm bleiben muss. Jelena ging ziemlich zügig vor und ich kann jetzt sagen: „Das ist ein Tisch. – Ist das ein Tisch“, Fragezeichen.

Soviel erstmal, ich muss jetzt schlafen, bedauerlich, weil es hier während der ‚Weißen Nächte‘ bis nach zwölf Uhr nachts so hell ist. Bis bald, ich melde mich wieder.

* * *



Essen und Trinken in Russland

von Peter Dreier

So groß wie Russland, so reichhaltig und vielfältig ist auch die russische Küche. Deswegen werde ich über das riesige Angebot an russischen Speisen und Getränken nur einen exemplarischen Überblick geben.

Ich bin nicht sicher, ob ich als Russlandneuling der Richtige für das Thema bin, es gibt viele in der Gruppe, die schon öfter in Russland waren und mehr Ahnung von der Thematik haben. Das einzige, was mich prädestiniert, ist, dass ich der in der Gruppe war, der am meisten gegessen hat, also auf

diesem Weg einen besonderen Zugang zur russischen Küche gefunden habe.

Aber nun zum russischen Essen, so wie ich es kennengelernt habe: Häufige Bestandteile einer russischen Mahlzeit sind Brot und andere Backwaren, Milchprodukte, Mehlspeisen, Gemüse, Kräuter, Süßspeisen und Suppen, die im Sommer oft kalt zubereitet werden (z.B. der berühmt-berüchtigte kalte Borschtsch). Wegen der vielen Gewässer in Russland wird viel Fisch gegessen.

Ebenfalls sehr beliebt sind Eierspeisen, die es in vielen Formen gibt, wie z.B. Pfannkuchen mit süßer oder salziger Füllung, „Blini“ genannt.

Jede russische Hauptmahlzeit besteht aus mehreren Gängen, am Anfang gibt es meist eine Suppe. Die berühmtesten sind der Borschtsch, eine Rote-Beete-Suppe, und Soljanka, eine (Rind-)Fleisch-Schinken-Wurst-Saure-Gurken-Oliven-Tomaten-Suppe. Wie bereits erwähnt, gibt es im Sommer auch eine Vielzahl an erfrischenden kalten Suppen.

Als Hauptspeise kann es Fleisch, meist Rind, Fisch oder Mehlspeisen wie z.B. Pelmeni, das sind russische Ravioli, geben, dazu meist frische Kräuter. Als Beilage werden oft Kartoffeln, in verschiedenen Zubereitungsformen, in jedem Falle aber Brot gereicht.

Als Nachspeise gibt es allerlei salzig oder süß gefüllte Backwaren oder Torten und Kuchen, denn die Russen lieben Süßes.

Bei den Getränken möchte ich mit den Nichtalkoholischen beginnen, ganz wichtig ist da der Tee (russ. Tschai). Ein starker Sud wird in einer Kanne angesetzt, von dem man etwas in Tassen füllt und mit heißem Wasser (aus dem Samowar) aufgießt, dazu kommt dann noch eine größere Menge Zucker. Teebeutel werden mehrmals verwendet. Zum Tee werden meist Süßspeisen gereicht.

Ein weiteres Nationalgetränk ist Kwas, ein aus Mehl oder Brot unter gleichzeitiger saurer und alkoholischer Gärung hergestelltes alkoholarmes (0,5 bis 1,5 ‰) Getränk, das meist aus großen gelben Tanks am Straßenrand verkauft wird. Bei meiner Vorbereitung auf meinen Russlandaufenthalt habe ich gehört, dass die beiden großen Cola-Marken mit ihren Produkten den Kwas vom Markt verdrängt hätten, zu meiner Freude konnte ich vor Ort feststellen, dass dies nicht der Fall ist!



Der Kwastank ist noch nicht aus dem Straßenbild verschwunden

Wenn wir schon bei den beiden Weltkonzernen sind, will ich mit ihnen gleich weitermachen. Ihre Produkte haben in Russland große Verbreitung gefunden, obwohl sie für russische Verhältnisse relativ teuer sind (etwas billiger als bei uns). Das kann man beim Mineralwasser gerade noch verstehen, da russisches Mineralwasser oft nicht behandelt wird und somit manchmal salzig oder leicht nach Schwefel schmeckt, was nicht unbedingt jedermanns Geschmack ist. Aber an Limonaden gibt es eine riesige Auswahl. Warum sollte ich mir Pepsi oder Coke kaufen (was ich in Deutschland auch nicht mache), wenn es so etwas Exotisches wie Erdbeer-, Birnen-, Kräuter- oder Ananaslimonade zu probieren gibt?!

Jetzt möchte ich langsam zu den alkoholischen Getränken übergehen, wo ich mit Bier (russ. Piwo) beginnen werde, das von vielen Russen wegen seines vergleichsweise geringen Alkoholgehaltes (noch) nicht als alkoholisches Getränk angesehen wird, obwohl es auch sehr starke Biersorten gibt. Bier ist in den letzten Jahren zum Modegetränk geworden. Man sieht zu jeder Tages- und Nachtzeit Menschen beim Bierkonsum (und das sind ausnahmsweise keine deutschen Touristen). Allerdings ist der öffentliche Bierkonsum in Moskau bei weitem geringer als in St. Petersburg.

An dieser Stelle möchte ich kurz etwas vom Thema abweichen und auf die Entsorgungsproblematik der Getränkebehältnisse hinweisen. Die meisten erwähnten Getränke werden in Plastikflaschen, selten in Dosen oder Glasflaschen verkauft. Es gibt kein verbreitetes Pfand- oder Recyclingsystem in Westrussland. Abfalleimer gibt es auch nur spärlich, was dazu führt, dass überall leere Plastikflaschen rumliegen. Diese werden im Stadtgebiet von der Stadtreinigung weggeräumt, aber außerhalb, wie z.B. am Strand, nicht. Es gibt allerdings so etwas wie eine kleine Lösung für dieses Problem, nämlich private Sammelstellen für Flaschen, Papier und Dosen. Und es gibt russische Rentner, die ihre geringen Renten damit aufbessern, dass sie diese Sachen sammeln und dort abgeben. Man sollte also versuchen, auf den Kauf von Plastikflaschen zu verzichten und stattdessen Glasflaschen oder Dosen zu kaufen und diese, wenn sie leer sind, an gut sichtbaren und zugänglichen Stellen abzustellen. Das hilft – ein wenig – der Umwelt und den Geldbeutel der armen Rentner.

Ein sehr weitverbreitetes und sehr wohlschmeckendes Getränk ist russischer Sekt (Schampanskoje), für dessen Genuss es keinen besonderen Anlass braucht.

Über den Konsum von Wein kann ich wenig sagen, ich habe nur selten Russen beim Weinkonsum beobachtet. Allerdings muss ich hier aus eigener Erfahrung auf einen hervorragenden Honigwein hinweisen, der nicht nur sehr gut schmeckt, sondern auch in (relativ) größeren Mengen genossen keinerlei Einschränkungen beschert.

Und nun zum wohl bekanntesten russischen Getränk, dem Wodka. Pro Jahr werden 4 Milliarden Liter Wodka in Russland getrunken, das sind etwa 27 Liter je Einwohner. Wodka wird nur selten

öffentlich konsumiert. Im Preis/Alkoholgehaltverhältnis schlägt billiger Wodka alle anderen alkoholischen Getränke.

Insgesamt sind russisches Essen sowie die Getränke der Russen sehr vielfältig und (meist) abwechslungsreich. Dadurch, dass viele Russen einen großen Teil ihrer Lebensmittel frisch von ihren Datschen holen, sind diese Nahrungsmittel frischer, höherwertiger und damit gesünder als vieles, was man bei uns angeboten bekommt.

Mir hat das russische Essen (meist) geschmeckt, aber da man über Geschmack ja bekanntlich nicht streiten kann, probiert es selbst aus! Im nächsten russischen Restaurant oder selbst in Russland.

* * *

Neues aus St. Peterland

Ein Briefessay von Karin Windt

Montag, 15.07.02

Ihr Lieben, mein Aufenthalt gestaltet sich weiterhin hochspannend. Wenn ich die Rolltreppe zur Metro hinunterfahre, grummelt es so dumpf, dass ich denke, es geht hinab in den Hades. Unten im Schacht angekommen, befinden sich auf den Bahnsteigen Stahltüren, hinter denen ein grollendes Ungeheuer ausgesperrt wird, welches sich dann bald als die U-Bahn entpuppt. Selbstmord ausgeschlossen, man kann sich nicht auf die Schienen werfen oder sich dem Sog des reißenden Gefährts ergeben. Wie es den Fahrern allerdings gelingt, die Türen des Waggons domestiziert und zielgenau vor die Bahnsteigtüren zu platzieren, ist mir ein Rätsel. (Die Treppen in den Hades und aus ihm hinaus sind übrigens unglaublich lang. Die Metro musste so tief gelegt werden, weil hier früher Sumpf war).

Gestern hatten wir einen wunderbaren Badetag in Repino, jenem Ort an der Küste, der dem berühmten russischen Maler Repin huldigt, welcher dort ein schnuckeliges Häuschen hatte. Repin war ein 19.-Jahrhundert-Bilddramatiker voller Ausdruckskraft und psychologischer Zeichnung: Rollende Augen, erstaunte Blicke allenthalben auf seinen Leinwänden. Das Meer, die Ostsee war gleich um die Ecke (das bedeutet hier: nur ein Fußmarsch von einer halben Stunde den Weg an der Straße entlang, durch den Wald hindurch und dann nur noch ein Stückchen). Und es war toll zum Baden. So stelle ich mir eine Bildungsreise vor. ;-)

Der Rückweg war eine Special Experience, denn der Vorortzug war unglaublich voll, und auch als man dachte, jetzt geht gar nichts mehr, wurden noch mehr Leute hineingestopft. Ich wurde gute dreißig Minuten hautnah an die Vorderseite eines Mannes gepresst (nicht unsympathisch, wir blickten immer so unbeteiligt aneinander vorbei), während des weiteren mir Damen von hinten ihr Gesäß eindrückten. Vorn unter mir ein Kind, in eine Nische gezwängt, von seiner Mutter lässig abgelenkt mit einer leichten Unterhaltung. Eine Situation, die man einfach geschehen lassen musste, denn für Panikattacken war schlichtweg kein Raum.

Die Schule: Heute lernte ich ‚rauchen‘ und ‚wissen‘ konjugieren, wobei die Bedeutung letzteren Verbs noch heftig mit meiner russischen Sprachkompetenz konfligiert. Ich grüße Euch herzlich.

Zu Gast bei Repin

von Hannes Böttcher

„Penaty“ (Penaten) steht auf einem Schild an dem geschnitzten, bunt bemalten Gartentor. Entgegen meinen Erwartungen besuchen wir nicht die Datscha des Erfinders von Babyhautcreme. Die Penaten sind ja auch wie man weiß vielmehr die römischen Götter des behaglichen Hausinneren und des heimischen Herdes. Dass das zweigeschossige, verschachtelte und verwinkelte Anwesen, das an eine etwas größere Villa Kunterbunt erinnert, einen solchen Namen trägt, zeugt wohl daher, dass seine Bewohner sich hier sehr wohl gefühlt haben müssen. Der Maler Ilja Jefimowitsch Repin lebte mit seiner Frau Natalia Nordmann deshalb ganze 30 Jahre in den Penaten in diesem Dorf namens Kuokkala und ließ sich nach seinem Tod sogar im umliegenden Park begraben.

Die Bilder Repins schmücken jeden Raum des Hauses. Durch die zahlreichen Fenster und Oberlichter in den Räumen im zweiten Stock flutet Licht in jeden Winkel. Der Künstler hat das Haus immer wieder nach eigenen Plänen umbauen lassen, dabei war offensichtlich Zweckmäßigkeit wichtiger als die architektonische Einheit. Recht bescheiden sind die Räumlichkeiten der Penaten eingerichtet. Ich frage mich, ob diese Bescheidenheit für den „großen Künstler der modernen russischen Malerei“ eher Notwendigkeit oder tatsächliche Lebenseinstellung war.

Repin bezog das Haus mit seiner Frau im Jahre 1900. Zu dieser Zeit war er bereits ein angesehener Künstler, bestritt seinen Lebensunterhalt aus den Einnahmen der Portraitmalerei und galt als sehr talentiert. Er portraitierte den Zaren, den Adel und fast alle Berühmtheiten seiner Zeit. Und der Künstler genoss das Leben in seiner Heimstatt nicht völlig zurückgezogen und allein. Immer mittwochs empfing Repin Gäste der kreativen Elite Russlands. Wladimir Majakowski führte hier vielleicht das „Zwiegespräch mit dem Genossen Lenin“, während anschließend Sergei Jessenin seine nackten Wälder rezitierte. Maxim Gorki soll hier ebenso aus dem "Nachtasyl" gelesen haben, wie Nobelpreisträger Iwan Pawlow seine wissenschaftlichen Erkenntnisse über Verdauungssekrete zum Besten gab. Das alles geschah offensichtlich in der Stalowaja, dem

Esszimmer des Hauses. Wer sich an den großen runden Tisch mit dem drehbaren Inneren setzte, hatte strengen Tischregeln zu folgen. Nichtbeachtung wurde mit einer Stegreifrede vor der übrigen Tischgesellschaft von einer Balustrade bestraft. Repin selbst soll allerdings die meiste Zeit des Abends dort gestanden haben, weil er seine eigenen Regeln nicht befolgte.

Was war der Repin für ein Mensch und wie kann es sein, dass seine Bilder zwar in jedem *DDR-Volkschulsachkundebuch* abgedruckt, in Westeuropa aber nahezu unbekannt sind?

Zum Helden und Fahnenträger der sozialistischen Revolution hatte ihn besonders sein frühes Werk „Die Wolgatreidler“ qualifiziert. Es traf schon lange vor der Oktoberrevolution bei seiner Präsentation 1872 den Zeitgeist, der es als modisch und modern ansah, über das Leben der einfachen Leute und über soziale Ungerechtigkeiten zu diskutieren. Repin war damals wie auch später und sowohl technisch als auch inhaltlich mehr Realist als Modernist. Er entwickelte keine neuen Maltechniken und gründete keine Malschule, wie andere russische Künstler seiner Zeit, die damit im Westen berühmt wurden. Schon gar nicht war er der Revolutionär, zu dem er nach seinem Tod am 29. September 1930 gemacht wurde. Während seine Werke geradezu zu Ikonen und Musterbildern des postrevolutionären Realsozialismus wurden, wurde der Künstler selber von der Revolution überrascht. Nach dem Sturz des Zaren befand sich Kuokkala und damit Penaten quasi über Nacht in Finnland und Repin, ohne einen Schritt zu tun, vielleicht aber nicht ganz ungewollt, im finnischen Exil.

Durch eine Artrose in der rechten Hand behindert, konnte er den hohen Qualitätsstandard seiner Portraits allerdings nicht mehr halten. Obwohl er sich Mühe gab, die linke Hand zu trainieren, verbrachte er die letzten Jahre seines Lebens in finanziell knappen Verhältnissen. Als Stalin dem Schöpfer der „Wolgatreidler“ für seine Rückkehr nach Russland finanzielle Sorgenfreiheit bot, bedankte sich Repin nur höflich und lehnte ab.

Repin wurde also ohne sein Zutun zum sozialistischen Helden. 1948 wurde das Dorf Kuokkala, welches mittlerweile wieder zu Russland gehörte, in Repino umbenannt. Umbenannt wurden allerdings auch einige Titel der Werke des Künstlers. Meist waren das Bilder mit starkem christlichen Bezug, denn der tiefgläubige Repin war der stalinistischen Kunstgeschichtsschreibung suspekt. Bis heute trägt das Bild „Die Verweigerung der Beichte“ einen falschen Titel, denn Repin nennt es in seinen Aufzeichnungen lediglich „Die Beichte“. Mit diesen Eindrücken verlassen wir Penaten und wenden uns nach Leinwand und Ölfarbe am nahen Strand dem Sonnenöl und dem Liegetuch zu.

Wie so viele historische Orte um St. Petersburg weiß auch das Haus Penaten all die Geschichten, die es vom Tonband erzählt, nur aus dritter Hand.

Im Zweiten Weltkrieg wurde Repins Haus vollständig zerstört und nach Zeichnungen und Fotos originalgetreu wieder aufgebaut.

Wenige Tage später stehe ich im Russischen Museum in St. Petersburg vor dem Original Repins „Burlaki“. Und je länger ich die Leinwand betrachte, um so weniger spricht aus den Augen der verschwitzten Gesichter der Wille zur Revolution oder allein das Bewusstsein über die eigene Situation, wie es ihnen immer zugeschrieben wird. Im Gegenteil: Die komischen Figuren scheinen sogar zu lachen. Im nächsten Saal treffe ich auf seine „Saporoscher Kosaken, die dem türkischen Sultan einen Antwortbrief schreiben“. Ich glaube, in erster Linie war Repin vor allem ein genialer Künstler mit einer Menge Humor!

* * *



Russisch-Bayerische Eselsbrücken

Von Peter Dreier

Als zweiter Bayer in der zehnjährigen Geschichte der HBS-Sommersprachschule in St. Petersburg frage ich mich schon, warum der Bayernanteil so gering ist! Ich muss zugeben, ich weiß es nicht. Vielleicht liegt es an der Westorientierung, die nach dem Krieg durch die bayernbesetzenden Amis gelegt wurde, oder an der grundsätzlich vom Bayerischen verschiedenen russischen Sprache? Zu Beginn des Aufenthaltes entdeckte ich noch Gemeinsamkeiten zwischen den beiden Sprachen, das änderte sich in dem Maß, in dem mein Kontakt zur russischen Sprache zunahm. Der Bayer an sich

ist ja eher ein wortkarger ruhiger Zeitgenosse, und da kann es schon sein, dass die vielen langen russischen Wörter ihn abschrecken. Wie gesagt, das ist nur eine Theorie, vielleicht liegt es auch einfach an meiner sprachlichen Unbegabung und daran, dass ich mich beim Auswendiglernen schwer tue. Auf jeden Fall musste ich oft auf das Mittel der Eselsbrücke zurückgreifen, um mir manche Vokabeln zu merken: (leider kann ich mit meinem Rechner hier keine kyrillischen Zeichen schreiben, deswegen schreibe ich so etwas wie Lautschrift).

Sabaka	Hund
Eselsbrücke:	„Strandbagger“, weil Hunde immer irgendwas verbuddeln.
Duschee	Seele
Eselsbrücke:	„Dusche“, der Ort wo man den Dreck des Tages abwäscht und wieder in Einklang mit sich und seiner Seele kommt.
Taksebe	„Es Geht“-Antwort auf die Frage „Kak Dela“ = Wie geht's?
Eselsbrücke:	„Taxibier“ Es gibt viele gute Orte, wo man ein Bier trinken kann, aber ein Bier im Taxi ist halt wirklich nur ein „es geht“ Ort.
Karotkij	kurz
Eselsbrücke:	eine Karotte ist nun mal kurz.
Krasiwuj	schön
Eselsbrücke:	„Kraß, ist die schön“ (ein Gedanke den man(n) beim Anblick russischer Frauen oft hat).
Da saftra	bis morgen
Eselsbrücke:	„Koa Saft da“ – sinngemäß „Wenns hier nix mehr zum trinken gibt, geh i halt!“
	Bei manchen Wörtern kann man dann auch gleich die Herkunft oder den Wortstamm mit lernen; so z.B. wenn man „saftra“ = „Morgen“ intus hat, dann ist es zu saftrakat frühstücken (das, was man morgens macht) nicht mehr weit.
	Es gibt aber auch Wörter, deren Kenntnis einem weite Umgebungen im Wortstamm erschließen:
Widet	sehen
Eselsbrücke:	(lat.) videre / video.
	daraus lässt sich:
Widenie	Sicht, Erscheinung <i>f</i> ; Vision
Wideocassetta	Videokassette.
Widimost	Sicht, Sichtweite.
Widimuj	sichtbar, sichtlich; ersichtlich, offensichtlich, etc. ableiten.

Wichtig ist es auch, denke ich, auszuwählen. Es gibt viele Wörter, bei denen die Lehrer meinen, die sollte man können. Man sollte aber selbst für sich entscheiden, welche Vokabeln künftig nützlich sind und welche nicht. Vokabeln, zu denen man einen

Bezug hat, bleiben viel stärker im Gedächtnis als andere, deswegen mein TIPP: Lernt Vokabeln zu einem Thema, das euch besonders interessiert, und ihr werdet sehen, diese Vokabeln sitzen bald und bleiben im Gedächtnis.

* * *

Neues aus St. Peterland

Ein Briefessay von Karin Windt

Mittwoch, 17.07.02, 18:20:22

Gestern ging ich mit einigen Leuten auf ein Open-Air-Umsonst-Konzert für die Menschenrechte, auf der Nachbarinsel beim Kirow-Stadion. In der Metro wurden tags zuvor Flugis verteilt, und es standen gute Bands drauf, also gingen wir hin.

Auf dem Weg durch den Park zum Stadion wurden bunte Broschüren verteilt, die ich zunächst aufgrund der handgezeichneten Kinderbildchen (wie in den Jehovas-Zeugen-Heften) für religiös-erbauliche Schriften hielt. Aber die Hefte enthielten die Paragraphen der Declaration of Human Rights, also dachte ich mir weiter nichts. Das Konzert sollte der Auftakt für einen 4000-Kilometerlauf nach Paris sein, ein ‚Multathlon‘, für die Freiheit undsoweiter.

Zuerst eine Rentnerband: Altrock, der Leadgitarrist sah aus wie James Last, alle trugen Smoking, außer der Frau mit dem Tamburin in weißer Bluse. Altgediente SpielerInnen. Dann kam ein Amerikaner und hielt eine Rede. Plötzlich merkten wir auf, denn er sagte: Well, dies sei nun die fünfte Veranstaltung von Scientology in der Stadt bla bla bla. Uns fielen sämtliche Kinnladen herab! Dann folgte eine total erleuchtete italienische Rockröhre, die auf englisch (und somit unseren Ohren zugänglich) vom Licht im Herzen sang und immerzu herumsprang wie ein Flummi. Es war eine Veranstaltung von der speziellen Sorte. Nach weiterer frommer Unterweisung durch diverse Redner, singenden Folklorekindern mit einer mütterlichen Chorleiterin, gefolgt von einem blonden Australier, der uns seine Vertonung der Geschichte der Declaration of Human Rights vorsang (Stimme wie Rod Stewart, sonnengegerbte Haut), kamen dann von den hohen Stadiontreppen von ferne her die Marathonläufer eingelaufen (schwarzes Turnhöschen, T-Shirt). Sie trugen Fahnen aller Länder, begleitet von strahlenden Fackelträgern, das Ganze ummantelt von bombastischer klassischer Musik (laut). Unglaublich perfide wurde sich hier der Menschenrechte bedient und Forderungen nach ‚Freiheit der Völker‘ mit denen nach ‚Freiheit des Glaubens‘ überblendet („urra, urra“ schrie sich eine russische Rednerin heiser).

Irgendwann einmal durfte endlich dann auch die russische Band Notschni Snaiperi (zu deutsch: Nachtschütze) spielen. Zwei klasse Frontfrauen mit Violine und Gitarre und drei Männer an Bass, Drums und Keyboard. Für DIE waren alle gekommen. Ein Riesenhaufen kurzhaariger Frauen und punkige Männer und viele andere jubelten als Fanblock der Band zu und ließen die penetrante Indoktrination durch die Sekte fast vergessen. Es wurden dann noch Zettelchen verteilt, dass man im Dianetikcenter St. Petersburg diese tollen Personality-Tests machen kann. Aber wie auch immer, ich bin standhaft geblieben, glaubensfern, und staunen kann ich immer noch wie ein Kind über solche Dinge.

P.S.: Manches alte Mütterchen im Publikum schien die Merchandising-Fähnchen fast automatisch hin und her zu schwenken, als seien sie noch von früher her in Übung, bildeten wir uns ein. Aber das ist vielleicht westliche Projektion. Alles liebe für Euch.

* * *

Die Soldatenmütter von St. Petersburg

von Birgit Mattil

Unser erster Termin. Das Büro der „Soldiers' Mothers of St. Petersburg“ liegt im Dostojewski-Viertel in der Nähe der Metrostation Wladimirskaia. Wir betreten ein altes Gebäude, gelangen durch ein düsteres und muffiges Treppenhaus in die Räume der Organisation. Wie sich wohl die Deserteure

fühlen, wenn sie diesen Weg gehen? Sicher haben sie ein mulmiges Gefühl im Bauch ob der Konsequenzen, die ihr Handeln nach sich ziehen wird. Und dann ist da noch die Hoffnung, nie wieder zur Armee zurück zu müssen ...

Im Vorzimmer des Raumes, in den wir gebeten werden, sitzen ein junger Mann und eine Frau mittleren Alters an einem Schreibtisch; sie sind mit dem Ausfüllen von Formularen beschäftigt. Ob der kahlrasierte junge Mann wohl einer der bis zu sechs Deserteure ist, die sich pro Tag hierherflüchten? Diese Vermutung bestätigt sich im Laufe des Gespräches.

Zwei Frauen um die 50 empfangen uns und stellen sich als ehrenamtliche Mitarbeiterinnen der Organisation vor: Jelena und Larissa. Beide sind als Mütter von Wehrpflichtigen zu den Soldatenmüttern gekommen. Der Raum ist recht hell, das Interieur alt, aber gut gepflegt. Mehrere Katzen durchstreifen die Räume. Während des Gespräches klingelt mehrfach das Telefon. Die Türen bleiben die ganze Zeit geöffnet. Was wohl der Deserteur vor der Zimmertür denkt, als Jelena uns von ihm und seinem Schicksal erzählt? Er war Rekrut in der „Eisenbahngruppe“, wurde schwer misshandelt. Eine medizinische Versorgung gab es dort für ihn nicht.

Vor den Fenstern stehen Plakatwände mit dem Symbol der Soldatenmütter, ihrem Leitsatz „Du sollst nicht töten“ in verschiedenen Sprachen und vielen Fotos, offensichtlich aufgenommen bei Veranstaltungen in den Räumen der Organisation. Zweimal wöchentlich werden Vorträge im Rahmen der „Schule der Menschenrechte – Wir beschützen unsere Söhne“ gehalten, die von durchschnittlich 100 Personen besucht werden.



Die Soldatenmütter von St. Petersburg bestehen seit 1991, gegründet von einer Frau. Ihr Ziel ist die Hilfestellung für Wehrpflichtige und Rekruten der russischen Armee und ihre Angehörigen bei dem Kampf um ihre verfassungsmäßigen Rechte auf Leben und Gesundheit. Gemeinsame Basis für die Arbeit ist der christliche Glaube. Daher, nämlich aus

der Bibel, stammt auch der Leitsatz „Du sollst nicht töten“.

Als politische Organisation können die Soldatenmütter nicht eingestuft werden. Ihr Ziel ist es, Menschen zu helfen, sie aus dem Militärdienst zu befreien, jedoch nicht eine Bekämpfung der Militärstrukturen, da sie sich hierzu nicht imstande sehen. Um den Deserteuren bestmöglich zu helfen, wird versucht, mit den betreffenden Verantwortlichen ins Gespräch zu kommen statt auf Konfrontationskurs zu gehen.

Trifft ein Deserteur bei den Soldatenmüttern ein, wird zuerst ein Fragebogen mit persönlichen Daten und einem Bericht über die Vorkommnisse ausgefüllt, ein Antrag an die Militärjustiz zur Ausmusterung wegen Verletzung des Menschenrechts auf Leben sowie ein Antrag auf eine medizinische Untersuchung gestellt. Anschließend erfolgt eine Untersuchung bei einem Psychologen, der früher bei der Armee tätig war und nun ehrenamtlich für die Soldatenmütter arbeitet. Kommt der Deserteur aus einer finanziell schwachen Familie, erhält er zivile Kleidung, Essen und etwas Geld.

Wird dem Antrag auf Ausmusterung aufgrund der medizinischen Gutachten stattgegeben, hat das Desertieren nach Jelenas Aussagen keine Folgen für den Betroffenen – allerdings auch nicht für die misshandelnden Vorgesetzten. Wird der Antrag abgelehnt, erfolgt die Versetzung in ein Strafbatalion, wo die Misshandlungen nach kurzer Zeit meist von Neuem beginnen. Jelena erzählt uns, dass insbesondere die in sozial schwachen Familien Aufgewachsenen aufgrund der schlechten physischen und psychischen Voraussetzungen durch schlechte Ernährung und Behandlung (meist wegen Alkoholproblemen der Eltern) nach kurzer Zeit in der Armee körperlich und seelisch nicht mehr tauglich seien. Insgesamt trafe dies auf 99 % der Wehrpflichtigen zu. Die Schilderung der Situation in der russischen Armee ist erschreckend. Das wenige Essen reicht oft nicht für alle Soldaten, die Ausbildung ist sehr hart, Misshandlungen sind an der Tagesordnung. Zudem droht der Einsatz in Kriegsgebieten wie Tschetschenien, von dem viele Soldaten körperlich und seelisch zerstört zurückkehren – wenn sie nicht sogar mit ihrem Leben bezahlen mussten.

Jugendliche können sich bei den Soldatenmüttern auch bereits vor der Musterung beraten lassen, wie sie sich bei der Tauglichkeitsuntersuchung verhal-

ten sollten, damit ihnen eine faire medizinische Untersuchung zukommt.

Neben den bisher genannten Tätigkeiten beziehen die Soldatenmütter wöchentlich durch eine Mahnwache auf dem Newskij Prospekt Stellung gegen den Krieg in Tschetschenien. Auf die Frage, wie die Passanten auf diese Mahnwachen reagieren, wird uns berichtet, dass die meisten diese Position unterstützen; oft bekommen die DemonstrantInnen aber auch Aggressionen zu spüren und faschistische Parolen zu hören.

Trotz ihrer in weiten Teilen apolitischen Haltung beeindruckt mich die Arbeit der Soldatenmütter von St. Petersburg. Der Kampf um ihre Söhne bringt die Frauen dazu, auch anderen zu helfen und um deren Rechte zu kämpfen in der Hoffnung auf etwas mehr Gerechtigkeit in Russland.

Weitere Informationen:

Soldiers' Mothers of St. Petersburg
Ul. Razezzhaya 9
191002 St. Petersburg
E-Mail: kazis@mail.axon.ru

* * *

Frauen und Männer in Russland

von Elke Neuwohner

Schon bevor wir in St. Petersburg angekommen sind, haben wir auf dem Vorbereitungsseminar erfahren, dass dort die Rollenaufteilung zwischen Männern und Frauen sehr konservativ ist.

In den Metrostationen sah man sich einer Flut von billigen Sexheftchen und stark sexualisierter Werbung gegenüber. Die Frauen, die man beim Bumeln auf dem Newskij Prospekt sah, waren sehr, sehr sexy angezogen und trugen fast alle Schuhe mit Absätzen, die locker 10 cm und höher waren. Bei Regenwetter war die Kleidung etwas gemäßiger, die Männer waren bei jedem Wetter sportlich gekleidet, da tat sich wenig. Frauen schienen sich auf ihren Riesenabsätzen hilflos an die Begleiter zu klammern, konnten aber auch problemlos, wenn sie alleine oder mit Freundinnen unterwegs waren, ganze Tonnen auf den gleichen Absätzen schleppen, ohne im Mindesten hilflos zu wirken. Das war so die eine Seite auf den Strassen.

Andererseits konnte man aber auch auf den Baustellen und bei Renovierungsarbeiten (die es eigentlich überall gab) ganze Truppen von Arbeiterinnen sehen, die genau die gleiche Arbeit gemacht haben wie ihre männlichen Kollegen, während in Deutschland Frauen bis vor kurzem auf dem Bau nicht arbeiten durften.

In den Gastfamilien waren die Väter und Männer so gut wie gar nicht präsent. Sie wurden nicht

erwähnt, Laura und Karin haben von ihrem nur dadurch erfahren, dass sie ihn nachts zufällig auf dem Flur getroffen haben. Von Birgits und meiner Gastmutter war nicht viel Gutes über russische Männer zu erfahren. Sie lebt mit ihrer Mutter zusammen und hat ein Kind, Vater gab es nicht. Beim Abendessen erzählte sie uns dann, dass russische Frauen bestrebt seien, Ausländer zu heiraten (Zeitungsanzeigen bestätigten, dass es dafür wohl einen Markt gibt). Schließlich würden die russischen Männer sehr viel trinken und die, die von der Armee aus den Kriegen wiederkämen, wären „kaputt“.

Frauen managen also die Familie, den Alltag und alles übrige allein.

Bei unserem Besuch im „gender center“ von St. Petersburg hatten wir dann die Gelegenheit, zu erfahren, wie sich diese Bilder in Übereinstimmung bringen lassen.

Das Zentrum ist ein Förderprojekt der Heinrich-Böll-Stiftung und sah aus wie eine Mischung aus Berliner WG und einem Kreisbüro der Grünen, war voller Bücher und sehr gemütlich. Es empfingen uns Valentina und Julia, wobei Valentina als Leiterin der Bibliothek die Arbeit vorstellte. Sie verstehen sich als Informations- und Ressourcenzentrum der Stadt für Frauen und auch Frauenorganisationen.

Krisenmanagement machen sie nicht, vielmehr bieten sie Fortbildungen an und eine juristische und psychologische Beratung.

In diesem Zentrum wurde auch ein alternativer Bericht zu dem der Regierung über die Situation von Frauen in Russland für die UNO geschrieben

Frauen, die das Zentrum aufsuchen, kommen für juristische Beratungen über das Familiengesetz, z.B. bei Scheidungen, Gewalterfahrung und Wohnungsnot.

Soziale Hilfe ist kein Schwerpunkt des Zentrums, sie sehen ihre Aufgabe eher in politischer Bildungsarbeit. Sie wollen das politische Engagement der Frauen fördern und ein Bewusstsein für eine Entwicklung der Gleichberechtigung schaffen. Beides sei in Russland zur Zeit noch in den Anfängen. Ein weiteres Thema hierbei ist, die Unterstützung von Frauen mit einer anderen sexuellen Orientierung als der heterosexuellen, wobei sich die Situation von Schwulen und Lesben in den letzten Jahren deutlich verbessert habe. Gleichzeitig beschreiben sie als größtes Problem den geringen Lebensstandard und die geringe Lebensqualität. Im Herbst planen sie eine Aktion, um auf das stark sexualisierte Frauenbild in der Werbung und in den Filmen aufmerksam zu machen.

Als positiv in der Entwicklung Russlands bewertete Valentina, dass Frauen sich jetzt selber verwirklichen können. Wo früher Gleichberechtigung von

oben verordnet wurde, so haben die Frauen sich jetzt alles selbst erkämpft. Zwar seien die Frauen durch die Perestroika teilweise aus der Wirtschaft verdrängt worden, doch können sie jetzt selber wählen, welche Rolle sie haben wollen. Diese Freiheit der Wahl sei aber nicht ohne Probleme. Dabei fand ich es sehr interessant, dass in Russland eine Frauenquote als rückschrittlich gewertet wird, weil das alles früher staatlich verordnet wurde.

Mit der Frage der Prostitution beschäftigt sich keine Organisation in Petersburg. Sie kommt auch in den Gesetzen nicht vor, wird aber als illegal angesehen und wie eine Ordnungswidrigkeit behandelt. Wenn überhaupt, dann wird sich um dieses Thema im Rahmen der Betreuung der Strassenkinder gekümmert.

Mit der abschließenden Frage, wie es denn um die Geschlechterdemokratie in Deutschland stehe, richtete sich Valentina gezielt an die Männer in unserer Gruppe, die sich bisher stark zurückgehalten hatten.

Dabei kam es dann zu einigen Turbulenzen, da wir uns innerhalb der Gruppe mit diesem Thema vorher nicht beschäftigt hatten und dadurch etwas unterschiedliche Auffassungen vertraten.

Insgesamt war es ein sehr interessanter Besuch für uns, weil wir viele Fragen stellen konnten, die wir uns im Alltag mit unserer Gastfamilie oder auch beim Flanieren über Peterburgs Prachtstrassen und Hinterhöfe immer wieder gestellt hatten.

* * *

Neues aus St. Peterland

Ein Briefessay von Karin Windt

Sonntag, 21.07.02, 17:29:53

Liebe Leute, Neues aus dem St. Peterland. Gestern kutschierten wir nach Pawlowsk, 25 Kilometer südlich von Petersburg, und nach Puschkin (Zarskoje Selo), wo sich je eine Zarenresidenz befindet. Nach Pawlowsk führte 1837 die erste russische Eisenbahnlinie von St. Petersburg, der russische Ausdruck Woksal für Bahnhof stammt hier her. In Pawlowsk entstand damals neben dem Bahnhof die nach dem Londoner Vorbild benannte Vauxhall, eine Musikhalle. Der Name übertrug sich dann.

Pawlowsk ist eine entzückende kleine Residenz, wo Maria Fjodorowna (eine deutsche württembergische Prinzessin), Gattin von Paul I., ihre Sommer zu verbummeln pflegte. Neben dem Prunkvestibül und dem Paradesaal gab es nur ca. lächerliche 30 Zimmer im Obergeschoss. Wir huschten in Stoffpuschen über das schöne Parkett aus verschiedensten Edelhölzern und bewunderten Blattgold, Bilder, Essgeschirr und einen prächtigen Esstisch, von dessen Anblick allein schon man gehörig hungrig wurde. In dem großen Prunkbett soll die Maria aber nie geschlafen haben, es sah auch ganz unzerlegen aus.

In Puschkin sahen wir den Katharinenpalast, mächtig groß und mit viel Schlange davor. Aus irgend einem Grund ist unsere Reisegruppe aber ständig privilegiert und darf vor den anderen hinein (unsere Führerin und Übersetzerin Luba hat Zauberhände).



Gruppenporträt vor dem Katharinenpalast in Puschkin

Hier war es recht weitläufig und auch ziemlich golden. Noch mehr Ebenholz, noch mehr Geschirr und viele Bilder mehr. Dazu die kostbar gefliesten holländischen Kamine in blauweiß, die nicht recht hineinpassten. Mut zum Stilmix, muss ich sagen.

Das berühmte Bernsteinzimmer, wie durch Zauberhand wieder erstanden (nein Quatsch, es wurde nachgestaltet, dafür von Ruhrgas drei Millionen Dollar gestiftet, wie ein dreisprachiges Schild belegt), war ein Höhepunkt der Führung. Ich hatte bislang geglaubt, Bernstein sei stets dunkel- oder honigbraun und hängt an alten Damen im großzügigen Dekolleté. Aber Bernstein kann auch ganz hell und zartrosafarben sein, durchscheinend und groß, wunderhübsch an die Wände gepflastert. Später hatten wir dann das Kontrastprogramm in einer klapprigen Marschrouotka, jenem Kleinbus, der eine bestimmte Route nimmt (und dessen Name sich in der Tat von „Marschroute“ ableitet). Keine glänzenden Goldbeschläge oder grünen Samtpolster mehr, aber ein betrunkenener Russe, dem ich ein Weilchen seine Flasche Bier halten durfte, damit er seine Scheine besser im Wagen verstreuen kann (Dollar, Euro, Rubel fielen ihm fast aus der Hand). Ich hielt ihn ein bisschen fest, denn in den Kurven kam er nicht ganz mit der Richtung mit, auch wollte er partout nicht glauben, wir seien Deutsche.

Heute war ich endlich in der Eremitage und sah mir die alten Italiener an. Die hängen natürlich auch wieder in prächtigen Räumen, ist eh klar. Die Große Katharina hat halb Europa zusammengekauft für ihre schicke Bildergalerie, zuweilen recht wahllos, dann wieder hoch geschmackvoll (als sie starb, hatte sie schon knapp 4000 Arbeiten gesammelt). Es war auch gar nicht so furchtbar voll, ich konnte auch mal einen Blick auf die klitzekleinen Leonardo-Madonnas werfen, ohne von Kreuzfahrtschiff-Gruppen über den Haufen gerannt zu werden.

Leider plästert es heute, und wie. Ein Zwischentief. Damit ist mein Zwischenbericht zu Ende. Bis bald, heute grüße ich Euch besonders, denn ich habe ein bisschen Heimweh. Vielleicht erinnert mich der Regen an zu Hause ...

... die gegen das Vergessen und Verdrängen kämpfen

von **Rafael Mrowczynski***

Wer etwas über den „sibirischen Stamm der Seki“ erfahren möchte, wird im ethnologischen Museum der Stadt St. Petersburg nicht fündig. Dies ist aber keineswegs der Tatsache geschuldet, dass die besagte Institution ihren Besucherinnen und Besuchern eine globale Perspektive auf „Völkerschaften“ und Kulturen der Welt zu bieten versucht und deshalb der „indigenen“ Bevölkerung der russischen Landmasse östlich des Ural-Gebirges keine besonders detaillierte Aufmerksamkeit schenkt. Denn allein schon die geschätzte Zahl der „Seki“ ließe die Macher einer solchen Exposition nicht an dieser eigentümlichen „Volksgruppe“ schweigend vorbeigehen. Dass die Ausstellung dennoch nichts über sie verrät, liegt vielmehr daran, dass es sich dabei nicht um eine „Ethnie“ handelt, wie dies gewöhnlich von den Volkskundlern aufgefasst wird. „Seki“ sind ihrem Namen wie ihrer Geschichte nach durch und durch ein Phänomen des 20. Jahrhunderts. Weder versucht irgend jemand ihre Genese in der Zeit vor den ersten Eroberungszügen des Kosakenführers Ermak Timofejew im 16. Jahrhundert – diese gelten gemeinhin in der russischen Geschichte als der Beginn der Kolonisierung Sibiriens – zu verorten, noch sind ihre Vertreter fern jeder Zivilisation in den entlegensten Regionen der gewaltigen Landmasse zu finden. Im Gegenteil, die Entstehungsgeschichte dieses „Stammes“ ist aufs Engste mit der Erschließung Sibiriens verknüpft. Seine „Wurzeln“ liegen ausschließlich in der sowjetischen Geschichte. Um in der Stadt an der Newa über das Schicksal der „Seki“ zu erfahren, geht man am besten in einen Hinterhof im Dostojewkij-Viertel, wo sich in einer vergitterten Erdgeschosswohnung das lokale Büro der Internationalen Vereinigung „Memorial“ befindet.

Die ethnographische Metapher ist jenem berühmten Buch von Alexander Solschenizyn entlehnt, in dem das System sowjetischer Arbeits- und Konzentrationslager, das *Archipel GULag*, beschrieben wird. „Sek“ (plural „Seki“) stand in der Lagersprache als Abkürzung für „Sakljutschennyj“ – der Inhaftierte. Der „riesige Stamm der Seki“, das waren also jene Millionen von Menschen, die während der ersten Jahrzehnte der Existenz des sowjetischen Staates – vor allem in der Zeit der stalinistischen Schreckensherrschaft – in die unendlichen Weiten Sibiriens nördlich des Polarkreises deportiert wurden, um dort Zwangsarbeit zu leisten.

Dimensionen des sowjetischen Terrors

Schon bald nach der Revolution – und nicht erst unter Jossif W. Stalin, wie einige Apologeten der „ursprünglichen Idee“ des Sowjetsozialismus zu behaupten pflegten – nahm das erste „Speziallager“ auf der Solowetzkij-Insel den Betrieb auf. Zu den ersten Strömen der Strafgefangenen gehörten nicht nur, wie man zunächst vermuten könnte, hartnäckige Anhänger des zaristischen „ancién regime“, sondern ebenso einstige Verbündete der Bolschewiki im politischen Kampf gegen die Romanow-Monarchie – Sozialrevolutionäre, Sozialisten, Anarchisten und ihre jungen Nachfolger. Die „Festigung der Volksmacht“ bedeutete in Wirklichkeit die Durchsetzung des Machtmonopols der „Allrussischen Kommunistischen Partei der Bolschewiki“ (WKP-B) – der direkten Vorläuferin der erst nach dem fehlgeschlagenen August-Putsch im Herbst 1991 delegalisierten KPdSU – und erreichte ihren Höhepunkt mit der gewaltsamen Gleichschaltung der Räte-Bewegung nach dem Ende des Bürgerkrieges.

* Der Autor promoviert über Gesellschaftswandel in der Sowjetunion am Institut für Soziologie der Universität Hannover und wird bei der Verwirklichung seines Forschungsvorhabens von der Heinrich-Böll-Stiftung mit einem Stipendium aus Mitteln der BMBF unterstützt.



Vadim Voinov: »Initsial« [Die Initiale], 1991, aus: *Most cherez Styks. Funktsiokollazhi Vadima Voinova [Die Brücke über Styx. Funktional-Collagen Vadim Voinovs], St. Petersburg 1994*

Es steht dennoch außer Zweifel, dass der Terror unter Jossif Stalin eine eigene Qualität annahm – nicht nur im Ausmaß, sondern vor allem durch seine Verselbständigung gegenüber jedem rechtsphilosophisch noch so zweifelhaften Rationalitätsmotiv. In dieser Zeit wuchsen die einzelnen, in den verschneiten Weiten Sibiriens sowie des europäisch-russischen „hohen Nordens“ versprengten Lager zu einem ganzen „Archipel“ zusammen, der – um noch mal Solschenizyns Metapher aufzugreifen – aus „unzähligen kleineren und großen Inseln“ bestand. Schon zu Lenins Zeiten reichte oft eine haltlose Denunziation bei der „Tscheka“, der „Außerordentlichen Kommission zur Bekämpfung von Konterrevolution und Sabotage“, um als „Volksfeind“ verhaftet und nach einem Schnellverfahren entweder hingerichtet oder in eines der Lager verschleppt zu werden. Aber in der Epoche der „Schauprozesse“, die 1928 mit der Verurteilung „rechten Abweichler“ innerhalb der WKP (B) und

der „bürgerlichen Experten“ im „Schachty-Prozess“ ihren Anfang nahmen, verflüchtigte sich allmählich jeglicher Zusammenhang zwischen individuellem Handeln, einem noch so zweifelhaften Schuldnachweis vor einem Sondergericht und der drakonischen Bestrafung. Verurteilungen auf der Grundlage von „Geständnissen“, die den Angeklagten mit den Mitteln der Folter und Erpressung in den Mund gelegt wurden, führten die Justizförmigkeit dieser Verfahren ad absurdum. Unzählige Verhaftungen, auf die so gut wie immer entweder eine Deportation für mindestens zehn Jahre in ein Konzentrationslager oder aber eine Hinrichtung folgte, wurden während des „Großen Terrors“ nach dem Prinzip der verordneten Planerfüllung vorgenommen: In den einzelnen Verwaltungsbezirken existierten Vorgaben, wie viele Mitglieder der Partei- und Sicherheitsorgane – es waren mancherorts bis zu 30% – als Beteiligte an einer imaginierten Verschwörung gegen die Sowjetmacht den „Säuberungsmaßnahmen“ zu unterziehen sind. Wer die Erfüllung dieses Plansolls behinderte, geriet meistens selbst ins tödliche Getriebe des Vernichtungsapparates. Dennoch konnte derjenige, der seinen Dienst in einem Parteikomitee oder beim NKWD gefügig tat, keineswegs sicher sein, ob er der nächsten Welle des Terrors nicht doch zum Opfer fällt.

Auch der „Große Vaterländische Krieg“ gegen den nationalsozialistischen Aggressor vermochte nicht, den Terror wirklich zu stoppen. Zehntausende von sowjetischen Soldaten, die an der Front gekämpft und dabei in die deutsche Gefangenschaft geraten waren, wurden nach ihrer Rückkehr in die UdSSR unter einem Generalverdacht des „Verrats“ verhaftet und in die Lager verschleppt. Außerdem ließen die nach dem Prinzip der Kollektivschuld für eine mehr oder weniger fiktive Kollaboration einzelner Personen oder Gruppen mit den Nationalsozialisten vorgenommenen Deportationen von ganzen Volksgruppen die Zahl der „Seki“ anschwellen. So wurden die Wolga-Deutschen, die Krim-Tataren und im Winter 1944 mehrere Völker aus dem Norden des Kaukasus-Gebirges – unter ihnen Tschetschenen – nach Sibirien oder in die Steppe von Kasachstan unter hohen Verlusten an Menschenleben „umgesiedelt“.

Der „Große Durchbruch“ der 1930er Jahre ins industrielle Zeitalter und insbesondere die Erschließung der an Bodenschätzen reichen Gebiete im „hohen Norden“ wäre ohne die Zwangsarbeit der „Seki“ nie möglich gewesen. Etwa eine Million Bauern, die es

während der Periode der „Neuen Ökonomischen Politik“ (NEP) zu einem bescheidenen Wohlstand gebracht hatten, wurden als „Kulaken“ seit November 1929 im Zuge der Kollektivierung der Landwirtschaft in die Arbeitslager deportiert und mussten Zwangsarbeit bei der Abholzung der Taiga-Wälder im „hohen Norden“ oder an den sozialistischen Großbaustellen leisten. In einigen Regionen, in denen der Widerstand gegen den erzwungenen Zusammenschluss zu Kolchosen besonders stark war, zerstörten die NKWD-Einsatztruppen bei ihren „Strafaktionen“ die gesamten Getreidevorräte der Bauern. Daraufhin wurden die Gebiete abgeriegelt. An der Wolga und in der Ukraine wurde so der Hungertod von mehreren Millionen Menschen herbeigeführt.

Die genauen Opferzahlen des sowjetischen Terrors und der gewaltsamen Umgestaltung der Gesellschaft konnten bis heute nicht abschließend ermittelt werden. Zwar erhielten die Historiker nach dem Zusammenbruch des sozialistischen Regimes den Zugang zu einer Reihe von geheim gehaltenen Dokumenten, aber an der Vollständigkeit der darin enthaltenen Informationen wird mit guten Gründen gezweifelt. Deshalb variieren die neueren Schätzungen, was die Zahl derjenigen angeht, die auf eine der „Inseln“ des eigentümlichen Archipels inmitten der unendlichen Landmasse deportiert wurden, zwischen fünf und sechzehn Millionen.** Das technokratische Kürzel „GULag“, das für „Hauptverwaltung der Lager“ (Glawnoje Uprawljenie Lagrow) – eine administrative Einheit innerhalb des „Volkskommissariats des Inneren“ (NKWD) – stand, ist inzwischen zum Inbegriff der Massenvernichtung von Menschen durch erschöpfende Arbeit, Unterernährung und Kälte geworden.

Konträre „Erinnerungskulturen“

Geht man heute durch die Straßen von St. Petersburg, findet man nur wenige Gedenkzeichen, die an die Zeit des „Großen Terrors“ erinnern, obwohl eine der ersten „Säuberungswellen“ hier in der Stadt an der Newa mit der bis heute nicht endgültig aufgeklärten Ermordung des populären Parteiführers Kirow ihren Anfang nahm. In den 1990er Jahren wurde zwar ein Mahnmal für die Opfer des sowjetischen Regimes auf dem Dreifal-

tigkeitsplatz (*Troickaja ploschtschad'*) vor dem Eingang in die Peter-und-Paul-Festung aufgestellt. Aber jene Erinnerungstafeln und Denkmäler, die der „glorreichen“ Geschichte der sowjetischen Geheimdienste gewidmet sind, werden in der Stadt an der Newa keinesfalls schamhaft versteckt. Eine Statue Felix E. Dscherschinskis, des Gründers der „Tscheka“, steht nach wie vor stolz vor einem Gebäude in der Schpalernaja-Straße, die zum sehenswerten Smolnyj-Sobor führt. (Früher soll sich in dem Gebäude eine Ausbildungsstätte des „Komitees für Staatssicherheit“ befunden haben; heute beherbergt es die Kommandozentrale der Grenztruppen der Region Nord-West.) An der Fassade des Hauses in der Gorochowaja-Straße, in dem im Dezember 1917 die „Außerordentliche Kommission“ („Tscheka“) ihr erstes Hauptquartier bezog, befindet sich weiterhin eine steinerne Tafel mit dem Profilrelief Felix Edmundowitschs und einem affirmativen Verweis auf die enge Freundschaft und Zusammenarbeit zwischen dem Abgebildeten und Wladimir I. Lenin. In diesem Zusammenhang ist es auch interessant, dass der russische Inlandsgeheimdienst FSB (Föderaler Sicherheitsdienst), dessen vorletzter Direktor bekanntlich der heutige Präsident der Russländischen Föderation Wladimir Putin war, auf seinen Internetseiten (<http://www.fsb.ru/>) nicht nur Dscherschinskij, sondern auch alle seine Nachfolger in der Bildergalerie der ehemaligen Führungspersönlichkeiten aufführt – inklusive jene aus der Zeit des stalinistischen Massenterrors: Genrich Jagoda, Nikolaj Jeschow und Lawrentij Berija.

Von einem Traditionsbruch – zumindest, was das Selbstverständnis der russländischen Sicherheitsorgane angeht – kann wohl kaum die Rede sein. Dem auf Deutsch vertonten Film, den Wladimir Schnitke – der betagte Leiter der Petersburger „Memorial“-Organisation – zum Anfang unseres Treffens in der Hinterhof-Wohnung auf einem Videorecorder abspielte, war aber zu entnehmen, dass es auch darüber hinaus personelle Kontinuitäten zwischen dem sowjetischen Repressionsapparat und der heutigen politischen Klasse der Region St. Petersburg gibt. Zu den herausragendsten Beispielen hierfür gehört der einstige KGB-Offizier und Untersuchungsrichter – die sowjetische Geheimpolizei hat in ihrer gesamten Geschichte eng mit den offiziell-

** Vgl. Rosefielde, Steven: „Stalinism in Post-Communist Perspective: New Evidence on Killings, Forced Labour and Economic Growth in the 1930s“ in: *Europe-Asia Studies*, Vol. 48 (1996), No. 6, S. 959-987, insbesondere Table 1, S. 962ff.

len Ermittlungsorganen zusammengearbeitet – Viktor Tscherkassow, der nach dem Zerfall der Sowjetunion lange Zeit im St. Petersburger Stadtparlament als Abgeordneter saß und vor kurzem auf den Posten des präsidentialen „Statthalters“ im „föderalen Distrikt“ Nord-West berufen wurde. In diesem Zusammenhang wies Wladimir Schnitke darauf hin, dass nur ein von sieben dieser „Generalgouverneure“ in den von Präsident Putin neu geschaffenen „föderalen Bezirken“ – ihre Gründung wird von den Beobachtern der politischen Entwicklungen in Russland übereinstimmend als ein Versuch der Rezentralisierung des Landes, vor allem aber der Stärkung der präsidentialen „Machtvertikale“ gegenüber den Führungsorganen der einzelnen „Föderationssubjekte“ interpretiert – mit einem Zivilisten (der ehemalige Ministerpräsident Sergei Kirijenko im Wolga-Distrikt), alle anderen hingegen mit ehemaligen Generälen – entweder aus dem Sicherheitsapparat, oder aus dem Militär – besetzt wurden.

Angesichts dieser personellen wie strukturellen Kontinuitäten verwundert es nicht, dass die Erinnerung an die Opfer des sowjetischen Totalitarismus wenig Platz in der russischen Öffentlichkeit findet und beide „Erinnerungskulturen“ – die der Opfer und die der Täter bzw. ihrer Nachfolger – unvermittelt nebeneinander im öffentlichen Raum der russischen Städte existieren. Die Gründe dafür sieht unser Gastgeber vor allem in der Tatsache, dass es in der Sowjetunion bzw. in Russland – anders als in Deutschland nach 1945 im Bezug auf den Nationalsozialismus und seinen Terrorapparat – nie zu einer klaren Verurteilung des Regimes und seiner Sicherheitsorgane gekommen ist. Dies hängt wiederum mit der Art und Weise zusammen, wie der Sowjetsozialismus zu Ende gegangen ist. Während das nationalsozialistische Deutschland nach einer militärischen Intervention von Außen besiegt und ein Demokratisierungsprozess von den westlichen Siegermächten in ihrem Einflussbereich erzwungen wurde, ist die UdSSR in ihrem Inneren zusammengebrochen. Das öffentliche Entsetzen über die maßgebliche Beteiligung der KGB-Führung an dem Putschversuch gegen Michail Gorbatschow im August 1991 hat zwar für die baldige Auflösung des mächtigen Komitees für Staatssicherheit, nicht aber für einen umfassenden Prozess gereicht, an dessen Ende – so unser Gesprächspartner – eine Verurteilung des gesamten KGB und seiner Vorläufer als eine „verbrecherische Organisation“ hätte stehen müssen. So konnte die nun russische Staats-

sicherheit nach einer kurzen Pause, in der die eigene Vorgeschichte aus der Sowjetzeit einfach verschwiegen wurde, wieder ungeniert an ihre bis ins Jahr 1917 zurückreichende „Tradition“ anknüpfen. Diese unerfreuliche Entwicklung dürfte auch den etwas pathetisch wirkenden Titel des gezeigten Films erklären: „Memorial – Sie kämpfen gegen das Vergessen“.

„Der Kampf gegen das Vergessen“

Die Geschichte der Organisation „Memorial“ reicht in die zweite Hälfte der 1980er Jahre zurück – in die Periode von „Glasnost“ und „Perestroika“. Seit dem Herbst 1987, als die Gründung und Aktivitäten von staatlich nicht kontrollierten Organisationen in der UdSSR de facto zugelassen wurden, entstand in vielen Teilen des Landes eine ganze Reihe von Initiativen, die zum großen Teil aus Opfern der politischen Repressionen sowie aus Dissidenten der post-stalinistischen Periode bestanden und sich kritisch mit der sowjetischen Vergangenheit befassten. Meistens traten sie in der lokalen Öffentlichkeit für die Errichtung von Gedenkstätten an Orten der stalinistischen Verbrechen ein.

Ende Januar 1989 schlossen sich ca. 250 solcher Gruppen und Organisationen zur „Allsowjetischen Freiwilligen Historisch-Aufklärerischen Gesellschaft „Memorial““ unter dem Vorsitz des angesehenen Physikers und weltbekannten Dissidenten Andrei D. Sacharow zusammen. In den ersten Jahren nach der Gründung – damals existierte die Sowjetunion immer noch – stand die Aufklärung und Aufarbeitung von sowie die Erinnerung an Staatsverbrechen der Sowjetmacht klar im Vordergrund. Zu den Hauptzielen der neu entstandenen Vereinigung gehörten die Erwirkung einer vollständigen Rehabilitierung und eine materielle Entschädigung der Opfer der politischen Repressionen, die Veröffentlichung aller Informationen über staatliche Terrormaßnahmen – allen voran über die Bestattungsorte der Hingerichteten – sowie die Errichtung eines „Memorial-Komplexes“ mit einem Museum, Archiv- und Dokumentationszentrum sowie einer Bibliothek.

Bis zum jetzigen Zeitpunkt konnte die Nichtregierungsorganisation „Memorial“, die 1992 nach dem Zerfall der Sowjetunion in „Internationale Gesellschaft“ umbenannt wurde, nur den allerersten Punkt ihrer Forderungen erreichen. Am 30. Oktober

1991, dem offiziellen Tag der politischen Gefangenen – dieses Datum erinnert an den Widerstand der Insassen der letzten sowjetischen Straflager im Ural-Gebiet im Jahre 1974 –, verabschiedete das „Oberste Sowjet“ (das damalige Parlament) der Russischen Föderation ein Rehabilitationsgesetz. Ein von der Organisation gefordertes Dokumentationszentrum, in dem die Akten des sowjetischen Geheimdienstes KGB und seiner Vorläufer aufbewahrt würden, ist hingegen nie entstanden. Über den durch Gesetz grundsätzlich garantierten Zugang der Bürgerinnen und Bürger zu ihren eigenen Personalakten und denen ihrer Angehörigen entscheiden im Detail nach wie vor die Archivstellen des Nachfolgers des KGB, des Föderalen Sicherheitsdienstes (FSB), der den Aktenbestand verwaltet und sonst – davon ist auszugehen – für seine „operativen Zwecke“ weiterhin nutzt. Historiker dürfen Einsicht von geheimdienstlichen Akten lediglich aus der Zeit bis zum Tode Stalins beantragen. Hätte das Parlament der baltischen Republik Estland, die 1991 ihre Unabhängigkeit von der UdSSR proklamiert hatte, nicht die Entscheidung getroffen, die in der Hauptstadt Tallin befindlichen Bestände des KGB-Archivs nach dem Vorbild der bundesrepublikanischen „Gauck-Behörde“ sowohl den Opfern als auch der wissenschaftlichen Fachöffentlichkeit zugänglich zu machen, wäre die Forschung über die Funktionsweise des sowjetischen Repressionsapparats in den Jahrzehnten nach Stalins Ableben weiterhin auf ausschnittshafte Informationen aus den „deklassifizierten“ Archivbeständen westlicher Geheimdienste, mehr oder weniger glaubwürdige „Insider-Berichte“ sowie Mutmaßungen angewiesen.

Auch was die Erinnerung an die Opfer der Repressionen angeht, konnte „Memorial“ bis dato lediglich Teilerfolge verbuchen. Am 30. Oktober 1990 wurde auf dem Moskauer Lubjanka-Platz, wo sich das Hauptquartier des zu diesem Zeitpunkt noch existierenden „Komitees für Staatssicherheit“ (KGB) befand, ein Granitblock von der Solowetskij-Insel, dem Ort des ersten Straflagers der Sowjetzeit, als Mahnmal für die Opfer der totalitären Herrschaft platziert. Erst ein Jahr später – nach der Niederlage des August-Putsches – wurde die Dzierzynski-Statue von dem Platz entfernt. Noch erfolgreicher waren die lokalen Organisationen der Vereinigung „Memorial“, was eine Kennzeichnung von unmittelbaren Orten der Massenrepressionen, vor allem der Hinrichtungs- und Bestattungsstätten, angeht. Der



Vadim Voinov: »Proletarskaya gil'otina« [Die Proletarische Guillotine], 1991, aus: Most cherez Styks. Funktsiokollazhi Vadima Voinova [Die Brücke über Styx. Funktional-Collagen Vadim Voinovs], St. Petersburg 1994

Aufstellung vom Mahnmalen und Gedenktafeln ging meistens eine mühsame Ermittlungsarbeit voraus, die notwendig war, um die heimlich verscharrten Opfer des sowjetischen Terrors überhaupt zu lokalisieren. Die Mitarbeiter von Memorial recherchierten nicht nur in den zugänglichen Archiven des NKWD, sondern befragten auch ältere Bewohner in Gebieten, in denen Massengräber vermutet wurden.

Einen wichtigen Aspekt der aufklärerischen Arbeit der Vereinigung „Memorial“ stellt die Veröffentlichung und Verbreitung von Informationen über den Verlauf und das Ausmaß der politischen Repressionen und des Terrors in der Zeit der sowjetsozialistischen Diktatur dar. In speziellen „Erinnerungsbüchern“ (knigi pamjati) werden die Namen und zum Teil kurze biographische Notizen über die ermittelten Opfer der Unterdrückungsorgane publiziert. Außerdem wird die Literatur und

Kunst, die in den Lagern entstand, den Interessierten in gedruckter Form sowie in einem eigens dafür eingerichteten Museum in Perm am Ural präsentiert. Eine ganze Reihe von Arbeitsgruppen, zu denen sich Fachhistoriker unter den „Memorial“-Mitgliedern zusammengeschlossen haben, arbeiten die einzelnen Aspekte der Repressionsgeschichte auf. Die Forschungsinteressen reichen von der Organisationsstruktur und Funktionsweise der Sicherheitsapparate bis hin zur Untersuchung von Besonderheiten bei der Verfolgung einzelner Gruppen, die ins Visier des sowjetischen Regimes gerieten. Die wissenschaftliche Arbeit wird ebenfalls in einer Reihe von Veröffentlichungen dokumentiert.

Die soziale Arbeit der Vereinigung „Memorial“

Die meisten Strafgefangenen, sofern sie die Lagerhaft überhaupt überlebt haben, wurden während des „Tauwetters“ unter Nikita Chruschtschow, der nach einem Machtkampf im Zentralkomitee Jossif Stalin als Generalsekretär der KPdSU beerbte, freigelassen. Zwar wurde ein Teil von ihnen schon damals rehabilitiert, aber ihre Gesundheit war durch die schwere körperliche Arbeit, Unterernährung und die sonstigen Lebensbedingungen in den Lagern ruiniert. Ihre Familienmitglieder wurden entweder ebenfalls zu Opfern der Repression oder haben sich von den als „Feinde des sowjetischen Staates“ Verurteilten getrennt. Folterungen während der Verhöre beim NKWD – sie reichten von einfachen Schlägen bis zu Scheinexekutionen – und der in den Lagern erlebte Greuel (Hunger- und Kältetod der Mithäftlinge, Unfälle bei der schweren Arbeit sowie willkürliche Gewalt seitens der Bewacher und der Mitgefangenen) hinterließen bei den meisten traumatische Spuren in der Psyche, die oft Persönlichkeitsstörungen und Probleme beim Knüpfen sozialer Beziehungen zur Folge hatten. Außerdem saßen die Vorurteile, welche in weiten Teilen der Bevölkerung durch die Propaganda der Stalin-Zeit erzeugt worden waren, bei vielen Sowjetbürgerinnen und -bürgern auch nach dem Ableben Jossif Wissarionowitschs sehr tief: „Irgend etwas müssen sie schon verbrochen haben, wenn sie für so viel Jahre eingesperrt wurden.“ Aus diesen Gründen lebten viele der ehemaligen „Seki“ nach ihrer Rückkehr aus den Lagern in einem Zustand der sozialen Isolation.

Das „Tauwetter“ unter Chruschtschow dauerte nicht lange. Mit Breschnews Machtantritt im ZK war diese Phase endgültig vorbei. So hatten die Opfer der politischen Repressionen bis in die zweite Hälfte der 1980er Jahre hinein keine Möglichkeit, über ihre Erfahrungen öffentlich zu sprechen und auf ihre Probleme aufmerksam zu machen. Nach der Gründung von „Memorial“, als die Mitglieder der Vereinigung anfangen, im ganzen Land nach Gulag-Überlebenden zu suchen, wurde sehr bald klar, dass nicht nur ein Gedenken an die Opfer der politischen Repressionen, sondern auch konkrete Hilfe für die betagten Menschen dringend notwendig ist. Die allermeisten ehemaligen „Seki“, die noch am Leben sind, befinden sich heute im Rentenalter. Die soziale Situation der Rentner im postsowjetischen Russland ist insgesamt sehr schwierig. Nach Einschätzung von Wladimir Schnitke leben ca. 60% von ihnen unterhalb des offiziellen Existenzminimums. Die Lage der ehemaligen Häftlinge wird vor allem dadurch verschärft, dass die Zeit der Lagerhaft nicht auf die Renten angerechnet wurde. Die im Rahmen der staatlichen Entschädigung zugestandenen Mietermäßigungen an alle Repressionsopfer sowie eine Rentenzulage in Höhe von gegenwärtig etwa 90 Rubel (ca. 3 €), sind eher ein Tropfen auf den heißen Stein. Was am allerdringendsten benötigt wurde und immer noch wird, sind Medikamente und ärztliche Betreuung. Die Petersburger „Memorial“-Organisation hat bereits Anfang der 1990er Jahre mit Einkauf oder Sammlung benötigter Präparate im Westen begonnen, um sie dann an ihre Mitglieder kostenlos zu verteilen. Etwa 800 Menschen haben im Jahr 2001 dieses Angebot in der Stadt an der Newa wahrgenommen. Um eine sachgemäße Versorgung ihrer Mitglieder mit Medikamenten sicherzustellen, beschäftigt „Memorial“ St. Petersburg einen Arzt und einen Pharmazeuten.

Für die Menschenrechte in der Gegenwart

Die Erinnerung an die Verbrechen des sowjetischen Regimes wurde von den Gründerinnen und Gründern der Vereinigung „Memorial“ als ein Beitrag zur Demokratisierung der Sowjetunion und Russlands verstanden. Daraus erklärt sich auch, dass die Organisation praktisch seit ihrer Gründung nicht nur für die Aufklärung des vergangenen Unrechts eintritt, sondern auch Menschenrechtsverletzungen in der Gegenwart anprangert. Bereits Anfang der 1990er

Jahre organisierte „Memorial“ in den sowjetischen Metropolen öffentliche Proteste gegen das brutale Vorgehen der Sicherheitskräfte und des Militärs gegen friedliche Demonstranten in der litauischen Hauptstadt Vilnius und im georgischen Tbilissi. Bald darauf wurden die ersten Reisen der Memorial-Mitglieder in die Konfliktzonen auf dem Gebiet des zerfallenden Sowjetimperiums – nach Bergkarabach, eine umkämpfte armenische Enklave in Aserbaidschan, nach Transnistrien, an der Grenze zwischen den nun unabhängig gewordenen Sowjetrepubliken Ukraine und Moldova, und vor allem in die Kaukasus-Region, wo eine ganze Reihe von ethnisierten Konflikten (Abchasien, Nord-Ossetien, Südossetien) Anfang der 1990er Jahre ausbrach, durchgeführt.

Zur weltweiten Berühmtheit als die renommierteste Menschenrechtsorganisation auf dem Gebiet der ehemaligen Sowjetunion gelangte „Memorial“ dank der Mission von Sergej Kowaljow während des ersten Tschetschenien-Krieges. Der ehemalige Dissident und spätere demokratische Parlamentarier Kowaljow ist seit 1992 der Vorsitzende von „Memorial“ und sitzt heute als Abgeordneter der „Union der Rechten Kräfte“ (SPS, ein Sammelbecken der liberalen und konservativ-liberalen Reformpolitiker um Boris Nemzow und Jegor Gajdar) in der russischen Staatsduma. Während der kurzen Welle von radikalen Reformen und Demokratisierung, die auf den Austritt der Russischen Föderation aus der Sowjetunion zum Ende des Jahres 1991 folgte, wurde Kowaljow von dem damaligen russischen Präsident Boris Jelzin zu seinem Menschenrechtsbeauftragten berufen. Als im Dezember 1994 mit dem Sturmangriff der russischen Kräfte auf Grosnyj – die Hauptstadt der nach Unabhängigkeit strebenden Autonomen Republik Tschetschenien – begann, geriet der Vorsitzende von „Memorial“, der ein entschlossener Kritiker des militärischen Vorgehens im Nordkaukasus war, im Kreml zunehmend in politische Isolation. Dennoch half ihm die Autorität, welche sich mit seinem Amt verband, eine Menschenrechtsbeobachtungsmission zu organisieren, die dank personeller und finanzieller Unterstützung durch die Vereinigung „Memorial“ einen wichtigen Beitrag zur Aufklärung und Dokumentation der Vorgänge in der umkämpften nordkaukasischen Republik während des ersten Tschetschenien-Krieges geleistet hat. Aus den regelmäßigen Berichten, die auf Recherchen der „Memorial“-Mitglieder vor Ort in der „Zone des

bewaffneten Konflikts“ basierten, ergab sich ein erschreckendes Bild der russischen Streitkräfte: Nicht nur grobe Missachtung der völkerrechtlichen Bestimmungen über Behandlung von Zivilbevölkerung in bewaffneten Konflikten und planmäßige Brutalität, zu deren Sinnbild die Trümmerlandschaft der tschetschenischen Hauptstadt Grosnyj geworden ist, sondern auch weit verbreitete Inkompetenz, welche hohe Verluste unter den eigenen Soldaten zur Folge hatte, und partikulare Bereicherungsmotive einzelner Truppenteile gehörten zwischen Dezember 1994 und August 1996 zum Kriegsalltag am Fuße des Kaukasus. Seit Oktober 1999 wird auf dem Gebiet Tschetscheniens wieder gekämpft. Und wieder sind Mitarbeiter von „Memorial“ zwischen den Fronten unterwegs, um über Menschenrechtsverletzungen zu berichten.

So kann man einem im Internet veröffentlichten Bericht des „Memorial“-Vertretung in Nazran (der Hauptstadt der Nachbarrepublik Inguschetien) entnehmen, dass während unseres Aufenthaltes in St. Petersburg eine „Säuberungsaktion“ (zatschistka) im tschetschenischen Dorf Zozin-Jurt stattgefunden hat. (Der Bericht in russischer Sprache ist unter www.memo.ru/hr/hotpoints/N-Caucas/kurcaloj/tsotsinurt4.htm zu finden.) Dabei sind mehrere Personen erschossen worden, ohne dass es Anzeichen für einen bewaffneten Widerstand gegen Mitglieder der russischen Streitkräfte gab. Alle männlichen Bewohner, deren die Sicherheitskräfte habhaft werden konnten, wurden zu einem provisorischen „Filtrationspunkt“ gebracht, wo sie über mehrere Tage mit Schlägen und Stromstößen gefoltert wurden. Die „Filtrationspunkte“ dienen nach Informationen der russischen Sicherheitsdienste dazu, Mitglieder tschetschenischer Widerstandsgruppen aus der Zivilbevölkerung „herauszufiltern“. Sie werden aber häufig von den Truppenteilen benutzt, um Lösegelder von den Familienangehörigen der Verschleppten zu erpressen. Auch für die Herausgabe der Leichen von Erschossenen wird von den Familien Geld verlangt. Informationen über derartige Praktiken – sie sind sehr häufig in den „Memorial“-Berichten aus der „Zone der antiterroristischen Operation“ zu finden – haben eine besondere Brisanz nicht zuletzt deshalb, weil die Häufung erpresserischer Menschenentführungen auf dem Gebiet der Republik Tschetschenien in den drei Jahren ihrer de-facto-Unabhängigkeit zwischen dem ersten und dem zweiten Krieg (1996-1999) als einer der Hauptgründe für das erneute militärische Vorgehen

am Terek-Fluss galt. Ohne die Arbeit der zahlreichen Berichterstatter des Menschenrechtzentrums „Memorial“ vor Ort in Tschetschenien würden wir keine Möglichkeit haben, zumindest partielle Informationen über die Vorgänge in der „Zone der antiterroristischen Operation“ am Fuße des Kaukasus-Gebirges zu erhalten.

Abschließend

Die vielfältige Arbeit der Vereinigung „Memorial“, die hier nur sehr cursorisch im Kontext der sowjetischen und post-sowjetischen Geschichte darge-

stellt werden konnte, wird hauptsächlich aus den Geldern ausländischer Stiftungen – darunter „Open Society Fund“ des amerikanischen Milliardärs George Soros, Ford Foundation, die Heinrich-Böll-Stiftung und die Hans-Böckler-Stiftung – finanziert. Sie bedeutet einen wichtigen Beitrag zur Entstehung einer autonomen Sphäre der Zivilgesellschaft und fördert damit eine weitere Demokratisierung in der Russischen Föderation. Ausführliche Informationen über die einzelnen Arbeitsbereiche der Vereinigung sind unter www.memo.ru im Internet zu finden. Die meisten Texte sind leider nur in russischer Sprache vorhanden.

* * *

Neues aus St. Peterland

Ein Briefessay von Karin Windt

Mittwoch, 24.07.02, 17:20:02

Ihr Lieben, heute bin ich vornehm gut ausgeruht worden, denn es war ‚Tag der Gesundheit‘. Das heißt, die Sprachschule machte Rekreation mit den Studierenden. Natürlich wie stets gut durchorganisiert: In Kronstadt den Militärhafen besucht, die Kathedrale angeschaut, nach Komorosow (o.ä.) gefahren, am Strand gegessen. Dann Volleyball oder Fußball spielen oder Lieder singen. Zum Beispiel jenes berühmte Kalinka, das jeder Nichtrusse kennt (zumindest in der Version von Iwan Rebrow), und bei dem er gerne den (halben) Refrain beherzt mitschmettert. Es war schön heiß, wie es sich am Strand gehört, die Algen schwankten leise im seicht gluckernenden Wasser, Hannes stocherte nach Bernstein, Leander Maxim, Theresas kleiner Sohn, platschte im Wasser herum. Und die Lehrerinnen sonnten sich unter ihren Hüten und hinter ihren Sonnenbrillen, während die Koreanerinnen kichernd die FußballerInnen anfeuerten („Korea, Korea“ – wie zuletzt bei der WM). Leider war es mir zu warm um mitzuspielen oder mitzukichern, weshalb ich -ganz deutsch- im Wald verschwand, um über weiche Moose zu wandeln. Heraus kam ich auf einem entzückenden Gotcha-Feld (in USA heißt das Paintball), auf dem man sich spaßeshalber scheinot schießen kann. Ich dachte zunächst, es handele sich um einen Hundetrainingsplatz, wegen der Holzstallwände (eine deutsche Sehgewohnheit überall Schäferhunde zu vermuten?), aber es war nur Deckung vor dem Feind. Welch ein Kontrast zum vorherigen Besuch der beachtlichen Kriegsschiffflotte, die in Kronstadt herumlungert (nur die Atom-U-Boote liegen in Murmansk, der hiesige Hafen ist zu klein). Durfte man vor 1996 als Zivilist gar nicht auf die gesperrte Insel Kotlin, so lachen jetzt die Matrosen und lassen sich gerne bei ihrer Bootsanlegeübung am Kai fotografieren. Eine hübsch maritime Insel, überall Matrosen in weiß und Kadetten in blau, die Leiter der Abteilungen in blassgelb und ernst. Pünktlich um 12.00 Uhr gab es einen Kanonenschuss, nicht für uns zum Gruße, sondern weil Mittag ist, und Ritual ist Ritual. Sogar die Kathedrale wurde von der Marine gebaut und besessen, weshalb sie auf dem Kuppeldach Anker und Schwimmringe abgebildet hat. Jetzt streitet man um die Besitzverhältnisse, die orthodoxe Kirche stellt Ansprüche, sie wird aber nicht restauriert, weil sie noch der Flotte gehört, welche aber keine Verwendung mehr für Sakrales hat und so weiter.

Meiner Gesundheit abträglich war heute lediglich der Bremsenbiss, der neben den vielen kleinen Mückenstichen, die hier Alltag sind und gar nicht auffallen, mal herausstach.

„S' ljochkim parom!“*

Besuch einer russischen Banja: Tortur und Wonne zugleich! Bericht über ein Freizeitvergnügen der besonderen Art!

von *Theresa Tarassova*

Jedes Mal, wenn ich in dieser brodelnden Dampfküche schmore, frage ich mich wieder: Ist der Besuch einer russischen Banja nun eigentlich eine Tortur oder ein Vergnügen?

Irgendwie beides – eine wonnevolle Piesackerei, die süchtig macht. Zumindest war das bei mir gleich nach dem ersten Mal so. Meine allererste, unverhoffte Banja-Erfahrung machte ich auf einem sibirischen, von wilden Hunden umheulten Bauernhof, irgendwo an den Ausläufern des Altaigebirges. Mein Bekannter Viktor aus Leningrad feierte in dieser Einöde, wo seine Eltern lebten und er aufgewachsen war, seinen Geburtstag. Wegen einer Reportage über einen Arzt und Heilpraktiker, der seine tschernobyl-geschädigten PatientInnen äußerst erfolgreich mit Kräutern und mineralisiertem Mäusedreck (Euch vielleicht bekannt als 'Mumijo') aus dem Altaigebirge behandelte, kreuchte ich ohnehin gerade im wahrsten Sinne des Wortes in dieser verlassenem Gegend herum. Und so nahm ich die Abwechslung verheißende Einladung gern an. Nach mehreren Stunden Fahrt im zwischen Barnaul und Bisk verkehrenden Überlandbus wurde ich mitten in der Pampa ausgespuckt; der Busfahrer wies vage mit dem Zeigefinger in Richtung meiner gewünschten Adresse, und ich stapfte querfeldein los. Es war Ende Oktober (ich glaube 1990), der Winter war so eben hereingebrochen und es schneite, was meine beturnschuhten Füße nicht eben erfreute.

Nach einstündigem Fußmarsch kam ich durchweicht, halb erfroren, von obdachlosen Hunden mehrfach gezwickt und ein bisschen verzweifelt an. Marfa Fjodorovna, Viktors Mutter, hängte mir ohne ein Wort der Begrüßung sogleich ein Bettlaken über den Arm (Sollte ich erstmal ins Bett geschickt werden?), nahm mich bei der Hand, zog mich quer

über den Hof und steckte mich in einen dampfenden, vor Hitze berstenden Brettverschlag, wo sie mich anwies, mich auszuziehen. Ich gehorchte und trank auch brav das mir dargebotene wodkagefüllte Wasserglas leer. Benommen wollte ich mich auf die Holzbank plumpsen lassen, doch die Bäuerin hieß mich stehen zu bleiben und die Hände auf die Bank aufzustützen, krepelte sich die Ärmel ihres Kittelkleides hoch und hieb dann mit schweren, nassen, würzig duftenden Birkenzweigen auf mich ein, dass es nur so klatschte. 'Züchtigte man in dieser Gegend zu spät gekommene Gäste auf diese Weise?', fragte ich mich, unterließ es aber höflichkeitshalber, mich zu wehren. Irgendwann ließ sie von mir ab und strahlte mich an: „So, Mädchen, das reicht. Willkommen in unserem Hause!“

Zwar fühlte ich mich durch Alkohol, Hitze und Schläge erst mal dem Kreislaufkollaps nahe und wunderte mich doch sehr über diese bizarre Form russischer Gastfreundschaft. Aber nach überstandener Tortur hernach am festlich gedeckten Küchentisch sitzend, fühlte ich mich wunderbar frisch und heiter, die Wärme kribbelte in allen Gliedern, und nie hatte ich mehr Appetit, nie schmeckten mir Kohlsuppe und Kanichenbraten besser als damals.

Seit diesem Erlebnis hält die in Sibirien entflammte Liebe für die russische Banja ungebrochen an.

Deshalb war ich auch höchst erfreut, als sich gleich am ersten Abend meines Sommerschul-Aufenthaltes herausstellte, dass es sich bei meiner Gastfamilie um passionierte BanjagängerInnen handelt. Allwöchentlich am Freitag- oder Samstagabend wiederholt sich in der Wohnung der Chonoks das immer gleiche Vorbereitungsritual. Grischa, der Hausherr, steigt auf den Dachboden, um dort ein paar Bündel eigenhändig im Wald geschnittener Birkenzweige von der Leine zu holen, die auf dem

* Saunagrüß, wörtlich: „Mit leichtem Dampf“.



**Vor-, Ruhe-, Umkleide-, Fernsehmehr-
zweckraum in unserer Lux-Sauna**

Speicher, wie er sagt, „unter klimatisch optimalen Bedingungen getrocknet sind und so ihre volle Heilwirkung entfalten können“. Damit letztere noch optimiert wird, weicht Grischa die Zweige, ‘Veniki’ genannt, bis zum nächsten Tag in der Badewanne ein. Währenddessen bereitet Ljuba, die Hausfrau, in der Küche den Proviant her, füllt Wodka in eine Korbflasche für ihren Mann und dessen Banja-Kumpels, packt ein paar Flaschen Bier für sich und ihre Freundinnen, Saft für die Kinder und zur Stärkung aller ‘Tschipsi’ und geröstete Brotwürfel ein. Dann legt sie Bettlaken, die gleichzeitig als Handtücher und Bademäntel dienen, ‘Tatpotschki’ (Badelatschen) und alte Wollmützen, die im heißen Banjadampf die Haupthitze halten und die Haare vor Austrocknung schützen sollen, bereit. Abschließend mixt sie eine Gesichtsmaske aus Eigelb, Limonensaft und einigen anderen Ingredienzien, die ich hier nicht verraten darf, und deponiert den zähflüssigen Schönheitsbrei über Nacht im Kühlschrank.

Da Ljuba leider aber kurzfristig verhindert ist, müssen Kristina und ich bei unserem gemeinsamen Banjabesuch leider ohne hausgemachte Kosmetik und fachkundige Anleitung auskommen. Das Gebäude, zu dem Grischa uns chauffiert, sieht von aussen nicht sehr einladend aus: Abgeschlagene Mauerteile, ein paar kaputte Fenster, marode eben wie viele Häuser in St. Petersburg. Dafür gibt es aber in der Banja eine ‘Lux’-Abteilung, wohin Kristina und ich mehrere Stockwerke hinauf hecheln. (Hecheln trifft jedenfalls für mich zu.)

Ich liebe das Flair russischer Banjas: Die Mischung aus Umkleide- und Ruheraum, mit der wir oben empfangen werden, wo in stiller Betriebsamkeit hantiert wird, Frauen, von der Birkenruten-Prügel-Przedur ermattet, auf folienbezogenen Kunstle-

dersesseln lümmeln und Tee schlürfen, in gedämpfter Lautstärke geplaudert wird und altersschwache Trockenhauben surren. Nirgends fehlt der obligatorische Fernseher, vor dem eine meist üppige, ruppige ‘Deschurnaja’ sitzt, die sich nur ungern beim Genuss der aktuellen Seifenoper stören lässt, um Bettlaken auszuteilen oder Wertsachen in Verwahrung zu nehmen.

Im gelblich gekachelten Nassbereich sind wir fast die einzigen Gäste, bis auf zwei weitere junge Frauen, die auf eisernen Hockern sitzend, ein ausgiebiges Ganzkörperpeeling zelebrieren. Die Männer schwitzen und schwatzen separat. (Zum Glück müssen Frauen hier nicht den wöchentlichen „Damentag“ abwarten, um in der Sauna unter sich zu sein.) Wie in allen Banjas gibt es neben zahlreichen Duschen auch hier etliche Zuber, die als Waschschüsseln oder zum Einweichen der Eichen- und Birkenzweige benutzt werden.

Beim Eintreten in die Banja schlägt uns eine atemberaubende Glut entgegen. Eine ältere Frau, offensichtlich mit super stabilem Kreislauf und bester Kondition gesegnet, schüttet zuberweise Wasser auf die vor Hitze knisternden Holzdielen, was die Temperatur binnen Sekunden enorm in die Höhe schnellen lässt. Das Atmen schmerzt. Trotzdem klettern wir über eine steile Stiege wagemutig auf die obere Ebene, verbrennen uns die Fußsohlen und flüchten keuchend wieder hinunter. Unten ist es erträglicher. Doch nach wenigen Minuten brennt uns die Hitze selbst hier derart auf der Haut, dass wir raus müssen. Es zischt regelrecht, als wir in das Becken mit Eiswasser tauchen. Danach strecken wir uns auf den Holzpritschen im fensterlosen Ruheraum aus, räkeln uns genüsslich und betrachten die naiven Gemälde von altrussischen Bauernhochzeiten, die die groben Bretterwände zieren. Dralle Bräute mit rosigen Wangen blicken – sichtlich erhitzt wie wir – erwartungsfroh auf uns herab. Auch wir freuen uns auf das, was gleich kommen wird.

Beim zweiten Gang haben wir uns an die schwindelerregende Temperatur etwas gewöhnt und trauen uns auch, unsere ‘Veniki’ kräftig zum Einsatz zu bringen. (Zur beidseitigen Wonne, wie Ihr auf dem Foto sehen könnt.) Ja, ob Ihr es glaubt oder nicht: Es tut gut, derart verdroschen zu werden, Verspannungen entfliehen, man fühlt sich gelöst, es duftet herrlich nach feuchtem Herbstlaub und selbst der größte Stress fällt wie die Birkenblätter von den Zweigen ab. Ihr solltet es bei Eurem nächsten Russlandaufenthalt auf keinen Fall versäumen,



**„Huuuch, ist das schön schrecklich!“
Das wichtigste Element eines jeden Banja-Besuchs: Die Prozedur des ‚poparit’zja‘
(= sich eine Zeit lang im Dampf mit Birkenbesen schlagen)**

die Freuden eines Banjabesuchs zu kosten. (In vielen Banjas kann man sich hinterher auch mit einer professionellen Ganzkörpermassage belohnen lassen. Danach fühlt man sich, als hätte man einen neuen Körper verpasst bekommen.)

Noch schöner als die heilsamen Schläge, ich gebe es zu, ist hinterher der Hechtsprung ins Schwimmbecken. (Gibt es nur in Banjas mit ‚Lux’-Abteilung.)

Zwar muten die beiden Plastik-Palmen, die wahrscheinlich Wohlfühl-Oasen-Feeling verbreiten sollen, etwas verloren an unter den rostigen Stahlträgern, die über dem Bassin baumeln, doch stellt sich beim trägen Plantschen im Pool tatsächlich sofort entspannte Leichtigkeit wie beim Urlaub am Meer ein.

Unsere Banja hat sogar eine liebevoll mit Blümchen bepflanzte Dachterrasse, auf der Kristina und ich nach überstandenen dritten und letzten Gang abhängen, plauschen und - natürlich - Beautyprogramm machen, wenn auch nur mit der Maske aus der Tube. Es ist herrlich, und wir vergessen völlig die Zeit. Hätte die ‚Deschurnaja‘ uns nicht, bereits mit dem Schrubber in der Hand, zum Aufbruch gedrängt - „Bistro, bistro djevuschki! Wir schließen!“ -, hätten wir noch Stunden wohligh dümpeln können. Leider muss plötzlich alles schnell gehen. Die Hektik hat uns wieder. Unten in der Eingangshalle erwartet uns Grischa mit rosigem Gesicht und bester Laune: „S’ljochkim parom, djevuschki! Choroscho poparilis?“ Oh ja, das haben wir! Auch wir strahlen. Hinterher ist die Tortur vergessen und es bleibt allein das Gefühl reinsten Lebensfreude!

* * *

Fußball auf seinem Zenit

von *Stephan Bickel*

Dieser Bericht dreht sich um einen besonderen Teil unserer Fahrt: den Fußball in St. Petersburg. Einige können also gleich weiterblättern, nämlich die hartnäckigen Fußball-Ignoranten, die es unerfreulicherweise selbst in unserer ansonsten so sympathischen Gruppe gab. Nur ein Teil nutzte nämlich den Aufenthalt in St. Petersburg, um dort zwei Heimspiele des örtlichen Teams FC Zenit St. Petersburg

zu verfolgen: Einmal gegen die weltberühmte Mannschaft FC Ramenskoje (ich kannte nicht einmal die Stadt) und schließlich gegen den tatsächlich bedeutenden Traditionsclub Spartak Moskau unter Ex-Nationalcoach Oleg Romantsev.

Wer nicht mitkam ins ehemalige Leninstadion (heute „Petrowski Stadion“), versäumte nicht nur zwei ansehnliche Fußballspiele, sondern auch ein



Nach dem Spiel ist vor dem Spiel oder Zenit-Fanartikel-Modenschau

gesellschaftliches Event, das, jedenfalls für viele Einheimische, mindestens so zu St. Petersburg gehört wie der Gang ins Marinski-Theater oder in die Eremitage. „Oh Gott“, schreit der kulturbeflissene Petersburg-Tourist auf, dass kann doch nicht wahr sein, dass hier die schönen Künste mit dem Proletensport Fußball in einem Atemzug genannt werden. „Doch!“, sage ich, das muss so sein. Vielleicht sind die Bewegungen der Zenit-Akteure nicht immer so grazil wie die Tanzschritte des Marinski-Balletts – aber den sterbenden Schwan haben wir auch beim Spiel Petersburg – Spartak Moskau mehrfach gesehen (was allerdings auch von Petersburger Fußballfans nicht mit „Zugabe“-Rufen, sondern mit langem Fluchen und Schimpfen quittiert wird – was man nach erst 2 Wochen Russischkurs aber leider kaum versteht).

In unserer bunt gemischten Böckler-Böll-Expedition schieden sich an der Idee zum Besuch eines Fußballspiels die Geister. Zwischen den spannenden Besuchen von Atomkraftwerk und Gender-Zentrum wirkte der altbekannte grüne Rasen wohl nicht allzu anziehend. Selbst einige Herren der Böckler-

stiftung verzichteten, wobei doch gerade der Fußball traditionell ein Kind der Arbeiterklasse ist und zudem eng verbunden mit der Geschichte der Gewerkschaften. Das trifft auch und sogar in besonderem Maße auf Russland zu: Die ersten Fußballvereine wurden Ende des 19. Jahrhunderts in St. Petersburg noch von englischen Staatsbürgern gegründet, aber rein russische Vereine folgten bald. Noch vor Beginn der ersten Weltkriegen hatte sich der Fußballsport schon so weit verbreitet, dass auch eine nationale Meisterschaft ausgerichtet wurde. Wie in allen anderen gesellschaftlichen Bereichen bedeutete die Oktoberrevolution natürlich auch für den Fußball einen großen Einschnitt, und in der neu gegründeten Sowjetunion war der Sport ein wichtiger Bereich, der z.T. politisch-propagandistische Funktionen übernahm, andererseits vielen Russen Nischen zur außerstaatlichen Identifikation oder zur bloßen Ablenkung bot. Der größte Teil des Leistungssportes stand allerdings unter strikter staatlicher Kontrolle.

Die heutigen großen Vereine haben ihre Wurzeln meist auch in der Zeit nach 1917: Lokomotive

Moskau wurde 1923 als „Klub der Oktoberrevolution“ gegründet, 1931 in „Kazanka“ (nach der Moskau-Kazaner Eisenbahnlinie) und ab 1936 in Lokomotive Moskau umbenannt (da es der Klub der Eisenbahnergewerkschaft war). Unser aller Lieblingsverein Zenit St. Petersburg wurde im Jahre 1925 gegründet. Auch er war zunächst ein reiner Gewerkschaftsclub, gegründet von Arbeitern der „Metallichesky Zavod“. Später hieß der Verein „Stalinet“, bis er den heutigen Beinamen „Zenit“ erhielt – ein Sinnbild für die sich verändernde Nomenklatur in der Sowjetunion.

In die 20er Jahre zurück reicht auch die bis heute aufrecht erhaltene Rivalität zwischen dem „Zentralen Sportclub der Roten Armee“ (ZSKA Moskau) und Spartak Moskau, dem traditionellen Proletarier-Club. Spartak Moskau war auch der Verein, den einige von uns in Petersburg live erlebt haben: Nur knapp mit 0:1 musste sich unser favorisierter „Zenit St. Petersburg“ geschlagen geben. Selbst die von uns in Scharen angeschafften Zenit-Trikots, Mützen, Tücher, Fahnen etc. und unsere unermüdlichen Sprechchöre „Pitjer, Pitjer“ nützten dagegen nichts.

Die Stimmung im Stadion war aber trotzdem bemerkenswert gut.

Überhaupt scheint der Fußball in Russland trotz - oder gerade wegen der schwierigen wirtschaftlichen Situation sehr populär zu sein. Auch in diesem Zusammenhang scheint er leider teilweise Projektionsflächen für den neuartigen, rassistischen Nationalismus der russischen Post-Perestroika-Gesellschaft zu bieten. Während noch zur Zeit der WM rechtsradikale Ausschreitungen im Zusammenhang mit Fußballübertragungen negative Schlagzeilen machten, blieb es bei unseren Besuchen unter den Augen eines riesigen Aufgebotes an Miliz aber völlig friedlich.

Tumult veranstalteten nur die Petersburger Fans, die ihren Verein nach Kräften unterstützten; auch für örtliche Verhältnisse nicht gerade niedrige Kartenpreise zwischen 70 und 150 Rubel (2-5 Euro) können die Fans hier nicht abschrecken. Und selbst die russische Sprache ist von der Fußballbegeisterung offensichtlich nicht unbeeinflusst geblieben: Dass ein normales T-Shirt auf Russisch „Futbolka“ heißt, lässt jedenfalls tief blicken.

* * *

Neues aus St. Peterland

Ein Briefessay von Karin Windt

Donnerstag, 25.07.02, 18:02:31

Hallo ihr Alle, ach ich habe ja noch viel, viel mehr erlebt, als ich geschrieben habe. Wo anfangen und aufhören? Verschwiegen habe ich die wie mir scheint urlang zurückliegenden Impressionen der ersten Woche (bei der Gewerkschaft, im Lenfilmstudio, dann die Brotfabrik Darniza). Nochmal ein kurzes Flashback. Vielleicht könnten die deutschen Gewerkschafter stolzer auf ihre Tätigkeiten sein, würden sie in solchem Palast residieren wie die hiesigen. Auf dem Klo klang leise Musik, ein Frischblumenarrangement betörte die Nase, große Spiegel erlaubten eitle Blicke auf sich selbst. Toilettenpapier selbstverständlich vorhanden, plus Brillenabdeckpapier, wow. Für die Toilette im Seitenflügel, der nicht ganz so repräsentativ war, galt eher das Gegenteil. Jene war die mit Abstand heruntergekommenste Anlage, die ich bisher sah. Vielleicht fragt ihr euch, was das für eine Abschweifung ist, aber das WC-Thema hat hier für uns Touris eine ebenso große Bedeutung wie für Petersburger das Gespräch über das Wetter aufgrund seiner Wechselhaftigkeit. Jetzt muss ich aber sagen, dass jene Bedürfnishäuschen bei weitem nicht so garstig sind wie alle jene, die sich auszukennen glaubten, vorher behauptet hatten. Warum allerdings das Dixiklo gestern am Strand Biotoilette genannt wurde, war nicht ersichtlich. Vielleicht, weil es im Freien am Waldrand stand? Ich komme vom Thema ab.

Also hatten wir in einem hohen Saal ein Gespräch mit zwei Gewerkschaftern. Der Stellvertreter des ersten Vorsitzenden der Gewerkschaft der Leningrader Gegend informierte uns ausführlich und untermauert von zahlreichen Zahlen über die Leistung der Gewerkschaften im postsowjetischen Übergang und in der Wirtschaftskrise, und was alles ihr zu verdanken sei. Die Mitgliederzahl ist ungebrochen hoch. Die Arbeitslosenquote wurde irgendwie in den letzten Jahren von 14% auf schlappe 7 % gezaubert, da könnten sich unsere Statistiker mal eine Scheibe von abschneiden. Nach exakt einer Stunde ging der stellvertretende Ihr-wisst-schon-wer fort und überließ uns einem Mann mit großer Brille, der viel mehr für uns zuständig war, denn er war von der Gewerkschaftsabteilung Bildungsbereich. Die Lage für Akademiker ist hier nicht besonders glücklich, sie verdienen ziemlich schlecht. Der Referent nahm eine Differenzierung in Verwaltungsangestellte, Unidozenten, Lehrer, etc. vor und markierte Erstere als die Bösen (die zudem bezahlt werden, andere können manchmal nach ihrem Geld schauen). Ich erinnerte mich gleich an Gogols literarische Beamtenspöttereien und musste daher ob dieser russischen Tradition beipflichten. Während der staubtrockenen Schilderung der dramatischen Lage der Gebildeten brach passenderweise draußen ein gewaltiges Gewitter los, mit Blitz, Donner und heftigem Prasselregen. Jetzt weiß ich, warum die Regenrohre so einen großen Durchmesser haben. Nicht allein, damit sie besser zu den überdimensionierten Häusern passen, nein, auch um die Wassermassen zu fassen. Untenrum sind sie meistens total verbeult, oder es fehlt ein Stück und dann ergießt sich das Wasser nur so auf die Straßen. Heute ist wieder ein regnerischer Tag, weshalb ich mir die Schlange vor der Eremitage schenkte und lieber ins russische Museum ging. Doch davon ein anderes Mal.

Morgen fahre ich mit einigen Leuten der Gruppe mit dem Nachtzug nach Moskau (man fährt 8 Stunden), übernachtete Samstag in einem Hostel und fahre Sonntagnacht zurück. Ich bin sehr gespannt und hoffe, das mein Russisch inzwischen für Großstädte gewappnet ist. Doswedanje

* * *

Moskaureise und Bau der Moskauer Metro

von **Stephan Bickel**

Trotz des vollen Programmes während der Sommersprachschule in St. Petersburg nahm sich ein Teil der Gruppe die Zeit, für ein Wochenende in die Hauptstadt Moskau zu fahren. Die knappe Zeit ließ einen Besuch sämtlicher Sehenswürdigkeiten natürlich nicht zu. Da jeder Einzelne unterschiedliche Prioritäten hatte, fand ein gemeinsames Programm nicht statt. Der Autor dieser Zeilen zog es sogar vor, den Großteil des Wochenendes außerhalb der Stadt auf einer Datscha zu verbringen. Ein Bericht über die gemeinsame Moskaureise könnte deswegen kaum sämtliche positiven wie leider auch negativen Erlebnisse darstellen. Wegen der unterschiedlichen Interessen kam die versprochene Führung durch die Moskauer Metro nicht zustande.

Um wenigstens das Versprechen einzuhalten, einen Bericht über die Moskaureise zu schreiben, wird im folgenden die Geschichte und Entwicklung der „besten Metro der Welt“ dargestellt.*

Nach den ersten Plänen für eine Untergrundbahn in Moskau 1901 und 1922-1925 bedurfte es schließlich 1931 eines Beschlusses des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei, um mit dem Projekt zu beginnen: „Unverzüglich sollen die Vorbereitungsarbeiten zur Errichtung einer Metropolitane, als wichtigstes Mittel zur Lösung des schnellen und billigen Personentransportes in Moskau, an die Hand genommen werden, so dass bereits im Jahre 1932 mit dem Bau begonnen werden kann.“

* Quelle: Huber, Werner: Hauptstadt Moskau: Ein Reiseführer durch das Baugeschehen von Stalin über Chruschtschow und Brezhniew bis heute. ETH Zürich, 1998.

Die Gesellschaft „Metrostroj“ („Metrobau“) begann 1932 mit den Bauarbeiten. Bei den Arbeiten wurden 76.000 Arbeiter eingesetzt, allerdings keine Zwangsarbeiter, wie es bei vergleichbaren großen Bauvorhaben üblich war. Entsprechende Versuche wurden abgebrochen. Bevor 1934 in England zwei große dampfbetriebene Bohrmaschinen beschafft wurden, standen nur primitivste Werkzeuge wie Schaufeln, Pickel und einige Presslufthämmer zur Verfügung.

Innerhalb von drei Jahren wurde die erste Metrolinie in den Untergrund gebaut. Ein Großteil der Bauarbeiten wurden 1934 getätigt: 85 % des Tunnelaushubs, 90% der Betonierarbeiten und 96 % des Gleisbaus. Für seine damaligen Leistungen im Zusammenhang mit dem Metrobau wurde übrigens der Gebietsparteivorsitzende Nikita Chruschtschow mit seinem ersten Leninorden ausgezeichnet.

Am 15. Mai 1935 nahm die Moskauer Metro ihren Betrieb auf. Die Metro sollte nicht nur ein Massenverkehrsmittel, sondern die „schönste, sicherste und komfortabelste“ Untergrundbahn der Welt sein. Ein entscheidender Schritt zum „Neuen Moskau“ war getan. Die komplette Veränderung des zaristischen Antlitzes Moskaus würde über Jahrzehnte hinweg nicht gelingen. Bei Benutzung der Metro hingegen konnte im Untergrund in das Ideal einer sozialistischen Stadt eingetaucht werden. Weder alte Holzhütten noch verkommene Hinterhöfe erinnerten an die eigenen beengten Wohnverhältnisse. Und die „perfekte Welt“ ist nicht nur auf einen Punkt der Stadt beschränkt, sondern ist selbst in den Außenquartieren vorhanden.

Für die Gestaltung der Stationen und Zugangspavillons über der Erde wurde 1932 ein Architektenwettbewerb ausgeschrieben. Der Richtungskampf zwischen Traditionalisten und Konstruktivisten war noch voll im Gange, was sich auch in den Projekten für die Metrostationen äußerte. Als 1934 die Traditionalisten endgültig die Überhand gewonnen hatten, mussten modernere Entwürfe entsprechend überarbeitet werden.

Unmittelbar nach Eröffnung des ersten Bauabschnittes begann der Bau des zweiten Abschnittes. Am 20. März konnte dieser eingeweiht werden. 1938 konnte die dritte Linie ihren Betrieb aufnehmen. Um der Bevölkerung „Normalität“ und die Stärke der Sowjetunion darzustellen, wurde der Ausbau der Metro auch nach Ausbruch des Krieges

fortgesetzt. 1943 und 1944 konnten weitere Stationen und Linien in Betrieb genommen werden.

Nach Ende des Krieges lag der Schwerpunkt im Ausbau der Ringlinie von 1954 bis 1959. Die Metroarchitektur der Nachkriegszeit bis Stalins Tod war vom Siegesbewusstsein geprägt. Die Metro hatte wieder eine Propagandafunktion zu übernehmen. Der Ausbau war ein Mittel, um der Bevölkerung die Stärke des Landes zu demonstrieren und um zu zeigen, dass sich der Einsatz und die großen Opfer des Krieges gelohnt hatten.

Die 1955 von Chruschtschow verantwortete Neuausrichtung der Architektur hatte beim Metrobau zunächst eine Verminderung der Dekoration zur Folge. Die durch den Massenwohnungsbau immer schneller wachsende Stadt musste erschlossen werden. Dies hatte eine Standardisierung der Konstruktion und einen geringeren gestalterischen Aufwand zur Folge. In den neuen Stadtteilen war der Einsatz der offenen Bauweise möglich, was die Verwendung von typisierten Betonteilen erlaubte. Die Stationen der sechziger und frühen siebziger Jahre unterscheiden sich damit untereinander im wesentlichen nur durch den unterschiedlichen Farbton der Wandkacheln. Dies korrespondiert mit den monotonen Plattenbausiedlungen oberhalb der Erde. Diesem Gestaltungsdefizit wurde ab Ende der siebziger Jahre wieder entgegengewirkt, indem der architektonischen Gestaltung wieder mehr Aufmerksamkeit geschenkt wurde und individuelle Projekte entworfen wurden. Die vorerst letzte Station wurde 1994 eröffnet.

Heute ist das System des öffentlichen Nahverkehrs Moskaus eines der größten der Welt. Die Moskauer Metro ist zwar bezogen auf die Länge des Streckennetzes nach New York, London und Paris nur die viertgrößte der Welt, liegt aber bezogen auf das Passagieraufkommen an einsamer Spitze. Die täglich beförderten durchschnittlich neun Millionen Passagiere (rund 3,3 Milliarden jährlich) sind ungefähr gleichviel, wie die New Yorker Subway, die Londoner Underground und die Pariser Metro gemeinsam transportieren.

Die Metro stößt an die Grenzen ihrer Kapazität. Neue Linien und Stationen sind im Bau und der weitere Ausbau ist geplant. Ziel ist es, dass mit Erreichen des Endausbaus 2010 jeder Punkt Moskaus innerhalb einer Stunde erreichbar ist. Die Moskauer Metro wird von vielen als die einzig wirklich funktionierende Errungenschaft des Kommunismus

mus angesehen. Nach dem Zusammenbruch des politischen Systems konnte die Pünktlichkeit und Sauberkeit der Metro weitgehend aufrecht erhalten werden. Wegen der großen Bedeutung der Metro

für die Moskauer Bevölkerung ist davon auszugehen, dass die ehrgeizigen Ziele, wenn auch etwas langsamer als gewünscht, verwirklicht werden.

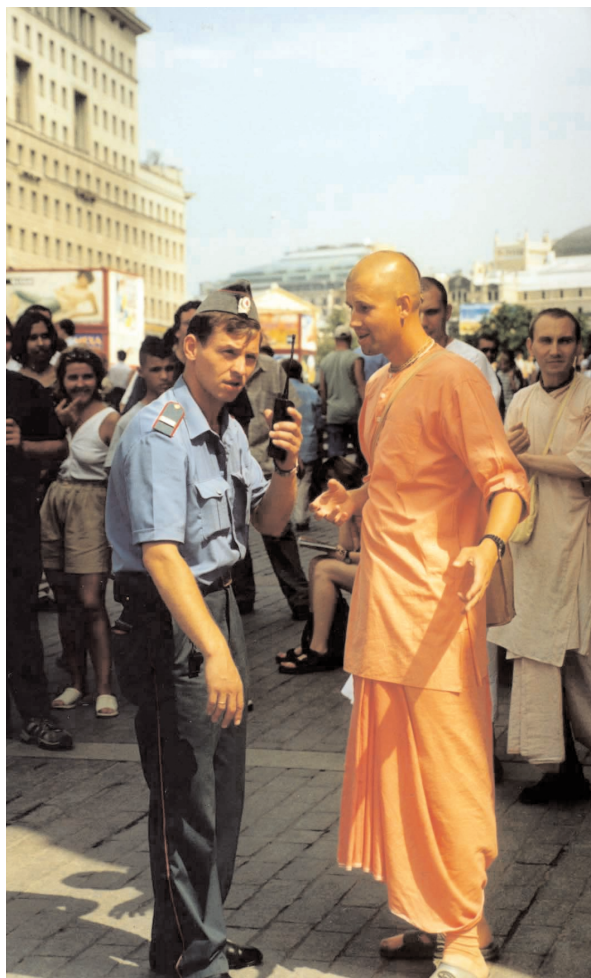
* * *

Neues aus St. Peterland

Ein Briefessay von Karin Windt

Mittwoch, 31.07.02, 20:21:13

Moskau war toll. Leider etwas kurz, aber ein paar interessante Dinge habe ich gesehen. Während am Kreml die Jünger Hare Krishnas (Sekte light, keine performative Gewalt wie bei Scientology), die im übrigen wundervolle Musik gemacht und gesungen haben, bald von der Polizei verscheucht wurden, durften einige altsowjetische Rottfahrenträger ruhig ihre Schilder zeigen, auf denen vermerkt stand, dass die Politiker der Perestroika alle Verbrecher sind. Hm. Leider haben sie nicht gesungen.



„Ohne Worte“

Dann war ich im Mausoleum, Lenin angucken. Ich mag den Mann ja, er hatte ein paar gute Ideen. Meine Empfindung, als ich in den Keller stieg und ihn dort inszeniert liegen sah, hübsch dezent beleuchtet, war, dass es sich um eine Obszönität handelt, und der Mann sofort beerdigt gehört. Ich bin ja sonst nicht so (gegen von Hagens Plastinate aus Leichen habe ich ja außer ästhetischen keine Vorbehalte), aber hier entstand ein entschieden moralisches Gefühl. Vielleicht aufgrund der Funktionalisierung für ‚die Sache‘. Außerdem hatte ich beim Dranherschreiten eine Vision, dass sich einer seiner Finger bewegt habe, und das war etwas gespenstisch.

Im Kreml tags zuvor haben wir Kirchenhopping gemacht, es stehen ja einige dort. Wahrscheinlich reichte eine nicht für eine Absolution der ganzen Herrscherübeltaten. Leider verstehe ich nichts von Ikonen, aber ich habe sie sehr gerne angesehen. Mir gefielen die kleinen Comicstrips um die große Figur herum gut, das erinnert mich in seiner Flächigkeit an die Zeichentrickfiguren von South Park und war auch genauso grausam. Der hl. Georg zum Beispiel muss in der Regel einen ganzen Zyklus von Peinigungen erdulden bis die Geschichte um ist.

Zwischen den Kirchen und den Regierungsarbeitsräumen verläuft ein breiter autoleerer Fahrstreifen, auf den man keinen Fuß draufsetzen darf,

sonst wird man sofort von pflichtbewussten jungen Polizisten auf Trillerpfeifen angepiffen. Um zum Apfelbaumgarten gegenüber zu kommen, muss man einen Zebrastreifen rechtwinklig überschreiten, keinesfalls darf man die Abkürzung nehmen. Die Äpfel waren noch nicht reif und die Leninskulptur im Garten steht übrigens nicht mehr, für die Kenner unter Euch. Die Atmosphäre auf dem Kremlgelände ist sehr interessant, alles wirkt sehr ehrfürchtig und gesittet, ordentlich ruhiggehalten, man ahnt noch den Hauch der früheren Zeiten.

Dann war ich noch in der neuen Tretjakowgalerie und habe endlich meinen sowjetischen Realismus zu sehen gekriegt. Sehr anschaulich und erbaulich. Aber wieder ein paar Minuspunkte, wegen der Avantgardevernachlässigung. Immerhin hängt hier eines von Malewitschs schwarzen Quadraten, sehr schön, mit dem aufgebrochenen Schwarz, durch das sinnlich die Farben leuchten (Rot, Blau). Sehr unaufdringlich gehängt, einfach nur etwas mehr Platz gelassen zu den anderen Bildern daneben. Das vor dem Auslandsverkauf mühsam gerettete Quadrat in der Eremitage dagegen: Hinter Glas, auratisch beleuchtet, große Erklärungstafel, einziges Bild im Raum. Da musste ich schmunzeln. In der Tretjakowgalerie gab es einiges Historisch-Dramatisches zu sehen, z.B. Hitlers letzte Minuten, er schon im Todeskrampf und seine Kompagnons nach dem Genuss von Zyankali, alle im Sterben begriffen.

Russische Bildkunst erscheint mir recht dramatisch, die Personenbilder psychologisch bewegt gezeichnet. Oft ein fotografischer Blick, wie eine Momentaufnahme. Vorzügliche Portraits, selbst auf den Soldatenkampfbildern sind individuell gezeichnete Menschen zu sehen. Mit den vielen Genrebildern (immerzu arbeiten Leute irgendwas auf dem Lande, es macht ihnen aber gar nichts aus) kann ich meist nicht so viel anfangen. Vor dem Tretjakowgebäude gefiel mir der Skulpturale, der zwar auch wieder arbeitete, aber schön die hinteren Muskeln anspannt, während er ein Schwert zur Pflugschar schmiedet. Warum er jedoch nackt war...?

Interessanterweise ergibt sich nach dem Moskaubesuch ein Perspektivwechsel bezüglich Petersburg. Nun habe ich plötzlich den Eindruck, Petersburg sei eher provinziell, weil Moskau noch so viel größer und weitläufiger ist und dabei auch vielfältiger in der Architektur. Hier kennt man nun die Straßen und alles ist so übersichtlich. Sogar im dramatischen Bereich verläuft es glatt. Ich sah gestern im Marinskijtheater Schwannensee, und man höre und staune, sie haben sich gekriegt!! Der Prinz hat Odette bekommen, nachdem er den bösen dunklen Vogel mal eben –hopp– fertig gemacht und ihm das Flügelchen abgerissen hat. Meines Wissens hatte sich Tschaikowsky das doch irgendwie anders ausgedacht, oder? Die Zuschauer waren aber außer Rand und Band, ständig Szenenapplaus, dann kamen die Künstler nach vorne und knickten anmutigst. Nachher waren wir im Café Idiot (nach Dostojewski) und begossen unsere Impressionen mit einem zünftigen Bier.

Heute wieder eher was Ernstes: ein Besuch im Atomkraftwerk. Aber davon nur so viel, wir sind richtig frisch durchstrahlt worden und fühlen uns, als ob alle Moleküle endlich mal rearrangiert wurden und wieder ordentlich an ihren richtigen Platz geraten sind.

* * *

Besuch des Atomkraftwerkes

von Daniel Weber und Thomas Scheller

Für unsere Reisegruppe war der Besuch des Atomkraftwerkes eine Art „Extrembesuch“. Einige Mitglieder der Gruppe konnten einen Besuch mit ihrem ethischen Gewissen nicht vereinbaren, andere wiederum wollten die einmalige Chance zum Besuch eines russischen Atomkraftwerkes vom „Typ Tschernobyl“ nicht

ungenutzt verstreichen lassen. Die zweistündige Fahrt mit der russischen Eisenbahn bei heißem Sommerwetter, auf harten Holzbänken, war nicht gerade gemütlich. Keiner wusste, was uns erwartete und wie hoch – oder gar gefährlich die zusätzliche Strahlendosis sein würde.

Das 1973 in unmittelbarer Nähe zur Ostsee erbaute Kraftwerk besteht aus 4 Reaktoren mit einer Energieleistung von je 3200 MW Wärmeenergie und je 1000 MW Elektroenergie und ist der Hauptstromlieferant für den Raum St. Petersburg. Daneben versorgt es noch andere russische Industrieregionen und den Großraum Moskau.

Nach der Sicherheitskontrolle durch einen Militäranghörigen der russischen Armee konnten wir das Verwaltungsgebäude des Kraftwerks betreten. Von Leuten mit Bleischürzen oder ähnlicher Sicherheitsbekleidung war nicht viel zu sehen, das hatten wir aber auch nicht ernsthaft erwartet.

Wir wurden in den Konferenzsaal geführt, wo sich die Verantwortliche für Öffentlichkeitsarbeit unseren Fragen stellte. Ihre Ausführungen konzentrierten sich schwerpunktmäßig auf die sozialen Leistungen am Kraftwerksstandort, die seit 1986 erhöhten sicherheitstechnischen Standards und die vielseitige Nutzung der Abwärme. Beispielhaft wurden hier die Warmwasserversorgung der Stadt, eine große Fischzuchtanlage und der vielfältige Gemüseanbau in Gewächshäusern erwähnt. Von der Gruppe konnte sich keiner mit dem Gedanken anfreunden, solch einen Karpfen essen zu wollen.

Unsere Fragen nach den genauen Abläufen innerhalb des Reaktors oder technischen Daten des Werkes wurden nur teilweise beantwortet. Auch die Fragen hinsichtlich der medizinischen Versorgung der Mitarbeiter, der Sicherheit des atomaren Zwischenlagers, der Herkunft der atomaren Brennstäbe und des gesundheitlichen (Krebs)Risikos der dort arbeitenden und lebenden Bevölkerung wurden – wenn überhaupt - nur unzureichend beantwortet. Im Verlaufe der Diskussion wurde immerhin erwähnt, dass es bis hinein in die 80er Jahre zu Austritten größerer radioaktiver Dosen kam; konkrete Strahlenwerte konnten oder wollten die Verantwortlichen nicht nennen. Doch helfen gute Sozialleistungen bei einer zu hohen Strahlendosis oder einem atomaren Zwischenfall?

Man wurde das Gefühl nicht los, dass es hier eher um Beruhigung statt um Aufklärung ging.

Nach der Gesprächsrunde gelangten wir über eine weitere Sicherheitsschleuse zu einem arbeitenden Reaktor. Wir legten Sicherheitskleidung an, die nicht aus strahlengeschützten Westen, sondern aus einer weißen Krankenhauskleidung und einem Helm

bestand, wie sie fast alle Mitarbeiter trugen, denen wir innerhalb des Kraftwerks begegneten.

Zuerst ging es in den Kontrollraum des Reaktors. Jeder der vier Reaktoren verfügt über ein eigenes Überwachungs- und Steuerungsteam. Immer wieder ertönte ein kleiner Alarm, begleitet vom Aufleuchten rote Signallampen. Daraufhin veränderten die Mitarbeiter schnell einige Steuerparameter. Richtig hektisch wurde es erst, als der verantwortliche Ingenieur einen Großalarm simulierte. Plötzlich heulten Sirenen auf, überall leuchteten rote Lampen und die eher lethargisch wirkenden Mitarbeiter erwachten und sprangen zu ihren Operatortischen. Man hatte aber dabei das Gefühl, dass die Mitarbeiter nicht in pure Hektik verfielen, sondern gewusst hätten, welcher Dienstweisung sie im Ernstfall gefolgt wären.

Nach der Visite im Steuerungsraum begaben wir uns zum Herzstück des Kraftwerkes, dem „Energoblock“. Dieser liefert über die Kernspaltungsprozesse die Energie, mit der Wasser zu Dampf erhitzt wird, mit welchem anschließend die Generatoren betrieben werden. Nebenbei fällt bei diesen Prozessen vielseitig nutzbare Abwärme in Form von heißem Wasser an.

Um so höher und damit näher wir dem Reaktor kamen, desto wärmer wurde es uns in der langärmeligen Sicherheitskleidung. Als wir dann auf dem Reaktor standen, war es uns allen ziemlich mulmig zumute. Denn fünf Meter tiefer liefen die Prozesse der Kernspaltung ab.

Technischer Exkurs:

Bei dieser Kernspaltung wird das Isotop U 235 durch thermische Neutronen in zwei mittelschwere Trümmerkerne gespalten. Diese Trümmerkerne weisen ein Massedefizit gegenüber dem Ausgangsisotop auf. Dieser Masseverlust liefert einen Teil der Energie, welche zur späteren Dampferzeugung genutzt wird. Außerdem entweichen bei jeder Spaltung noch 2 bis 3 schnelle oder mittelschnelle Neutronen, welche im Moderator möglichst schnell zu thermische Neutronen abgebremst werden, damit sie wieder neue Kerne spalten. Während dieser Spaltung geben sie einen Teil ihrer kinetischen Energie ab, die zur Dampferzeugung gewonnen wird.



Logo der Web-Initiative www.antiatom.ru

Während unseres Aufenthaltes im Reaktorraum zeigte das mitgenommene Dosimeter eine zusätzliche Strahlendosis von 4 mSv (Mikrosievert) an. Das entspricht in etwa der natürlichen Strahlendosis, die man erhält, wenn man 31h und 46 min auf der Zugspitze steht.

Als nächstes begaben wir uns in die nahe dem Reaktor gelegene Arbeitshalle zu den Großgeneratoren. Schon von Weitem vernahmen wir den Lärm der riesigen Wasserdampfturbinen und Generatoren. Hier wird in einer übergroßen Halle mittels Wasserdampf Strom erzeugt.

Zum Schluss wurden wir in den Umkleide- und Duschaum geführt, wo unsere Gruppe nach dem Händewaschen noch eine Strahlenmessung über sich ergehen lassen musste, um ganz sicher zu gehen, das niemand irgendwelches radioaktives Material bei sich hatte bzw. über eine zu hohe Reststrahlung verfügte.

Die meisten waren froh, schnell wieder einen größeren Abstand zwischen sich und dem Reaktor zu schaffen. Ob es allen beim anschließenden Mahl im Kraftwerk so gut geschmeckt hat, mag bezweifelt werden. Für viele blieben Unsicherheit und die ungeklärte Risikofrage im Raum stehen.

Nach dem Atomkraftwerk besuchte ein Großteil der Gruppe noch den schönen, natürlichen englischen Landschaftspark in Oranienbaum vor den Toren von St. Petersburg. Welch ein angenehmes Gefühl, im Grünen zu sein und dieses Atomkraftwerk mit seinen offenen Fragen hinter uns zu lassen!

Insgesamt war der Besuch sehr interessant, auch wenn er nicht zur Favorisierung der Atomkraft bei den meisten Teilnehmern beigetragen hat.

* * *

Neues aus St. Peterland

Ein Briefessay von Karin Windt

Donnerstag, 21.8.2002, 10:22

Nachtrag: Ihr Lieben, wie aus der Literatur bekannt und verflucht, bricht mein Petersburgbericht am 31.7. abrupt ab, Ende offen. Jedoch war mir kein tragischer Fortgang beschieden, wie er Anna Karenina ereilte, nachdem sie sorgfältig ihre rote Tasche auf dem Bahnhofsplafond abgestellt hatte, sondern die Ereignisse haben sich einfach nach wie vor übertrudelt und es war plötzlich Rückflugtag (4.8.). Meine Taschen, fest gepackt und vollgestopft, mussten im Flugzeug verstaut werden, und zwei Stunden später fand ich mich in Schönefeld wieder. Einen Tag später im Alltag, zwei Wochen später über den Reisefotos und nun auf der Reflexionsebene, um meinen Reiseessay zu beenden und euch für das Mitlesen zu danken. Ich grüße Euch.

Und das Beste zum Schluss:

Reiseempfehlungen für St. Petersburg

von Leander-Maxim Tarassov

Achtung: Es erwartet Euch ein super anstrengendes, aber manchmal interessantes Besichtigungsprogramm

Wir wohnten in St. Petersburg bei einer ganz netten Familie. Besonders Jegor, den älteren Jungen, mochte ich gern. Er ist schon 14. Er kennt sich sehr gut aus in der Stadt. Wir waren sogar öfter allein unterwegs und sind allein mit der Metro gefahren. Jegors Mutter arbeitet in einem Videoladen und hat uns fast jeden Tag einen Film nach Hause mitgebracht. So konnte ich ganz viele Filme, die ich auf deutsch gesehen habe, jetzt nochmal auf russisch sehen. Von 'Star Wars' habe ich die zweite Episode nur auf russisch gesehen. Das war sehr spannend, auch wenn ich leider nicht alles verstanden habe.

Vor dem Haus gab es einen Spielplatz. Allerdings mit ziemlich verrosteten Geräten, die aber alle noch funktionierten, und einen Fussballplatz aber nur mit einem Tor, das kein Netz hatte. Da haben Jegor und ich manchmal Fussball gespielt.

In St. Petersburg und drum herum musste ich ganz viele Paläste und Museen anschauen. Insgesamt mindestens zehn! Ich weiss zwar nicht wieso, aber meine Mutter meint aus irgendwelchen Gründen, dass das wichtig für mich ist. Ich finde das nicht! Aber einiges war auch ganz interessant.

Einmal sind wir mit einem langsamen und ungemütlichen Zug mit Holzbänken nach Oranienbaum gefahren. Der Zug heißt sehr lustig - 'Elektritschka'. Wenigstens wurde die Fahrt nicht langweilig, weil dauernd irgendwelche Leute durch die Waggons gingen und etwas verkauften. Meine Mutter hat einen kitschigen Fächer und Waffeln gekauft, die überhaupt nicht schmeckten.

In Oranienbaum gibt es einen großen Park. Mitten drin steht ein kleiner Palast. Der hat mir am besten von allen Palästen gefallen. In einem der Zimmer stand auch ein Billardtisch. Und jetzt weiss ich wenigstens, aus welchem Land das Spiel Billard kommt. Woher verrate ich Euch aber nicht, das müsst Ihr schon selber rauskriegen. Vor dem Schlösschen war ein schöner See, und wir haben

dort ein Picknick gemacht. Und endlich bekam ich auch ein Eis. Schade, dass man nicht schwimmen konnte, denn der ganze See war mit Schlingpflanzen zugewachsen. So konnten nur meine Beine baden. (Und mein Kopf, weil mich jemand von den Erwachsenen reingetunkt hat.)

Wir waren auch im Palast von Gatschino, wo wir mit einer 'Marschrutka', einem Bus-Taxi, über eine Stunde lang hingefahren sind. In dem Palast gibt es einen unterirdischen Geheimgang, wo man ein ganz lautes Echo hört. Das war ganz schön gruselig.

An einem Tag waren wir im Blockade-Museum. Da kann man sehen, wie die Leute während der Leningrad-Blockade gelebt haben. Sie hatten ganz wenig zu essen und viele Menschen sind verhungert. Manche Leute haben Tagebuch geschrieben. Ein Junge hat in ein Heft geschrieben, wann welche seiner Verwandten gestorben sind. Zum Schluss waren alle aus seiner Familie tot, und er hatte niemanden mehr. Ich hoffe, er hat trotzdem überlebt.

Einmal waren wir auch in einer Brotfabrik. Wir hatten alle weisse Kittel an, das sah sehr lustig aus. Mir war mein Kittel aber viel zu groß. Eine Bäckerin in der Backstube hat mir ein süßes Teilchen geschenkt. Das war lecker. Wir haben genau gesehen, wie das Gebäck gebacken wurde. Der Teig wurde in riesigen Schüsseln gerührt.

Dann haben wir noch die Hafengewerkschaft besucht. Die sitzt in einem großen Gebäude. Unten im Eingang steht ein Denkmal von einem großen Mann. Das ist Lenin. Der steht auch vor der Brotfabrik als Geschenk von Leuten, die während der Blockade kostenlos Brot aus der Fabrik bekamen. Mit den Leuten aus der Gewerkschaft haben wir noch eine Hafensrundfahrt gemacht. Ich durfte ganz vorne auf dem kleinen Boot sitzen. Das fand ich toll.

Ausserdem haben wir das Lenfilm-Studio angeschaut. Das war für mich sehr interessant und spannend, weil ich vielleicht Regisseur werden will. Wir durften sogar in ein Studio hinein, was sonst niemand darf. Dort haben wir die Kulissen für den



Daniel hebt mich netterweise hoch, damit ich besser in die riesigen Teigschüsseln und auf das Förderband gucken kann

Film „Es ist schwer ein Gott zu sein“ besichtigt. Es war mittelalterlich und ungemütlich eingerichtet. Alles war in grau, und es sah aus wie in einer Hexenküche. Die Schauspieler hatten Rüstungen mit Stacheln am Helm. Danach haben wir einen Film über ein Dorf gesehen, wo zwei Männer gestorben sind, weil sie zu viel Alkohol getrunken hatten.

In St. Petersburg kann man auch tolle Fussballspiele sehen. Ich war bei zwei Spielen dabei. Es wollten ganz viele Leute das Spiel sehen. Vor dem Stadion haben sich sogar welche wegen Karten geprügelt. Ich war zum ersten Mal in einem richtig großen Stadion. Am Eingang wurden wir ganz doll kontrolliert. Meine Mutter durfte nicht mal eine Wasserflasche mit rein nehmen.

Nach dem ersten Spiel waren wir hinterher in einer tollen Fussballkneipe. Die Lampen sahen wie Fußbälle aus. Und an den Wänden waren sehr schön gezeichnete Fußballbilder aus dem Jahre

1800irgendetwas. In der Kneipe gab es sehr leckere Kaviarbrote, und wir haben mindestens fünf Stunden gefeiert, obwohl die St. Petersburger Mannschaft leider verloren hat. Die Erwachsenen haben ganz viel Wodka und Bier getrunken. Die Kellnerin musste ganz oft mit vollem Tablett an unseren Tisch kommen. Einmal fiel ihr das schwere Tablett herunter, und es klirrte ganz laut. Mit einem älteren Mann aus unserer Gruppe, der Wolfgang heißt, habe ich mich sehr gut unterhalten. Den fand ich sehr nett. Wir haben bestimmt ein paar Hundert Rubel ausgegeben.

Beim zweiten Mal spielte St. Petersburg 'Zenit' gegen 'Spartak' aus Moskau. Eigentlich war ich für 'Spartak', weil mein Vater aus Moskau ist. Aber ich konnte ja nicht „Spartak“ rufen, weil ich eine 'Zenit'-Mütze aufhatte und mir extra ein hellblau-weißes T-Shirt und eine Jeans in den Farben von 'Zenit' angezogen hatte. Die Leute in unserem Block riefen die ganze Zeit „Piter, Piter“, was die Abkürzung von St. Petersburg ist. Manchmal machten die Leute eine Welle durchs ganze Stadion. Man steht nacheinander auf und reißt die Arme hoch. Das fand ich toll. Zum Schluss hat 'Spartak' noch ein Tor geschossen und gewonnen. Trotzdem war mein Vater nicht besonders begeistert. Er mag Fussball nicht so gern wie ich.

Einmal durfte ich ganz lang aufbleiben, weil wir zuschauen wollten, wie die Brücken hochgehen. Ich bin mit Mama, ein paar von ihren Freundinnen und Freunden, Papa und Jegor auf einem Boot direkt unter einer Brücke durchgefahren, als sie geöffnet wurde. Das war cool! Danach sind wir noch ganz lange durch die Kanäle, die durch die ganze Stadt laufen, gefahren. Die beleuchteten Straßen am Ufer sahen sehr schön aus. Irgendwann bin ich aber eingeschlafen. Als wir nach Hause fuhren, war es schon wieder hell. So lange war ich noch nie auf.

Zu empfehlen ist auch ein Ausflug in St. Petersburgs Umgebung. Weil es die ganze Zeit so heiss war, sind wir öfter am Wochenende an einen See mitten im Wald gefahren. Ich war mit Jegor und Mischa, den Jungen aus unserer Gastfamilie, die meiste Zeit im Wasser. Das war schön kühl und erfrischend. Leider gab es weiter draußen gefährliche Metallteile im Wasser. Deshalb sollte man dort nicht ins Wasser springen. Jegor hat sich beim Sprung verletzt und hat sich das Bein aufgeschrammt. Das sah schlimm aus. Gott sei Dank hat er mich noch rechtzeitig gewarnt. Es gab im Wasser

Tonnen über die ich geklettert bin. Das hat Spaß gemacht. Einmal gab es ein Gewitter, und wir haben in einem Zelt abgewartet bis es vorbei ist. Dort haben wir Schaschlik gegessen. Ich hatte zum Glück meinen Gameboy dabei. So war es nicht ganz so langweilig.

Das einzige was ich ganz doof fand war, dass uns eine Reisegesellschaft reingelegt hat. Ich war total wütend! Wir wollten einen Ausflug auf die Insel Valaam machen, doch an dem Tag, an dem wir fahren sollten, fuhr gar kein Schiff. Aber wir haben noch nicht einmal unser Geld zurück bekommen. Obwohl meine Mutter und die anderen, die mitfah-

ren wollten, am nächsten Tag zwei Stunden mit den Leuten von der Reisegesellschaft diskutiert haben. Deshalb solltet Ihr gut aufpassen, wenn Ihr in Russland verreisen wollt.

Alles in allem fand ich unseren Aufenthalt mittelmäßig gut. Jedenfalls habe ich noch nie in meinem Leben so viel besichtigt. Aber die Leute aus der Gruppe fand ich nett.

Leander-Maxim Tarassov, 10 Jahre

P.S. Ich verrate es Euch doch: Das Billard kommt aus China.

* * *

Hans-Böckler-Stiftung

Die Hans-Böckler-Stiftung ist das Mitbestimmungs-, Forschungs- und Studienförderungswerk des Deutschen Gewerkschaftsbundes. Gegründet wurde sie 1977 aus der Stiftung Mitbestimmung und der Hans-Böckler-Gesellschaft. Die Stiftung wirbt für Mitbestimmung als Gestaltungsprinzip einer demokratischen Gesellschaft und setzt sich dafür ein, die Möglichkeiten der Mitbestimmung zu erweitern.

Mitbestimmungsförderung und -beratung

Die Stiftung informiert und berät Mitglieder von Betriebs- und Personalräten sowie Vertreterinnen und Vertreter von Beschäftigten in Aufsichtsräten. Diese können sich mit Fragen zu Wirtschaft und Recht, Personal- und Sozialwesen, Aus- und Weiterbildung an die Stiftung wenden. Die Expertinnen und Experten beraten auch, wenn es um neue Techniken oder den betrieblichen Arbeits- und Umweltschutz geht.

Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliches Institut (WSI)

Das Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Institut (WSI) in der Hans-Böckler-Stiftung forscht zu Themen, die für Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer von Bedeutung sind. Globalisierung, Beschäftigung und institutioneller Wandel, Arbeit, Verteilung und soziale Sicherung sowie Arbeitsbeziehungen und Tarifpolitik sind die Schwerpunkte. Das WSI-Tarifarchiv bietet umfangreiche Dokumentationen und fundierte Auswertungen zu allen Aspekten der Tarifpolitik.

Forschungsförderung

Die Stiftung vergibt Forschungsaufträge zu Strukturpolitik, Mitbestimmung, Erwerbsarbeit, Kooperativer Staat und Sozialpolitik. Im Mittelpunkt stehen Themen, die für Beschäftigte von Interesse sind.

Studienförderung

Als zweitgrößtes Studienförderungswerk der Bundesrepublik trägt die Stiftung dazu bei, soziale Ungleichheit im Bildungswesen zu überwinden. Sie fördert gewerkschaftlich und gesellschaftspolitisch engagierte Studierende und Promovierende mit Stipendien, Bildungsangeboten und der Vermittlung von Praktika. Insbesondere unterstützt sie Absolventinnen und Absolventen des zweiten Bildungsweges.

Öffentlichkeitsarbeit

Im Magazin „Mitbestimmung“ und den „WSI-Mitteilungen“ informiert die Stiftung monatlich über Themen aus Arbeitswelt und Wissenschaft. Mit der homepage www.boeckler.de bietet sie einen schnellen Zugang zu ihren Veranstaltungen, Publikationen, Beratungsangeboten und Forschungsergebnissen.

Hans-Böckler-Stiftung
Abteilung Öffentlichkeitsarbeit
Hans-Böckler-Straße 39
40476 Düsseldorf
Telefax: 0211/7778 -225
www.boeckler.de

**Hans Böckler
Stiftung** 

